

der frühen römischen Zeit an, sie enthalten besonders schöne Leinwandstücke aus dem 16. und 17. Jahrhundert. In demselben Hause sind auch einige römische Gefässe gefunden, die auf ein Grab deuten. Es ist ein 15 cm hoher weissgelber Henkelkrug, eine kleine runde Schale von 73 mm Durchmesser, ein schwarzes 9 cm hohes, 10 breites Töpfchen mit zugespitzter Oeffnung, ein kleineres, nach unten verjüngtes von 58 mm Höhe und eine Thonlampe mit bärtiger Maske. Herr Baumeister Thoma bewahrt diese Gegenstände. Derselbe besitzt auch ein am Rheindorfer Wege gefundenes 27 cm hohes und unten 22 cm breites Säulenkapital aus weissem Kalkstein mit 2 Reihen von Akanthusblättern.

#### IV. Miscellen.

1. Römische Gräber in Biber. In dem Dorfe Biber, eine halbe Stunde von Trier entfernt, ist eine römische Begräbnisstätte von grosser Ausdehnung entdeckt worden. Bei den Nachgrabungen hat man bis jetzt zwölf Steinsärge, welche je eine Länge von etwas über 2 m besitzen, in der Tiefe von 5 Fuss aufgefunden. Dieselben enthielten ausser menschlichen Gerippen eine grosse Anzahl der verschiedensten Gefässe von schwarzem und rothem Thon, ein grünglasiges Thränenkrüglein, 37 zum Theil silberne Gewandspangen, Ohrgehänge, Korallen und Ringe. Interessant ist, dass über den römischen Gräbern, 3 Fuss tief, frei umherliegende Gefässe, Schwerter und Aexte von unzweifelhaft fränkischer Herkunft gefunden wurden. Die Unternehmer, Trierer Alterthumshändler, versprechen sich noch viele weitere interessante Funde. Die Gegenstände sind dem Trierer Provinzial-Museum angeboten worden.

(Köln. Zeit. v. 19. März 1886, I. Bl.)

2. Römische Funde in Bonn. Neben dem Hause Nr. 27 in der Dorotheenstrasse wurden im Dezember vorigen Jahres beim Fundamentiren eines Neubaus römische Gefässe gefunden, die auf ein Grab deuten. Es ist ein 15 cm hoher weissgelber Henkelkrug, eine kleine runde Schale von 73 mm Durchmesser, ein schwarzes 9 cm hohes, 10 breites Töpfchen mit zugespitzter Oeffnung, ein kleineres, nach unten verjüngtes von 58 mm Höhe und eine Thonlampe mit bärtiger Maske. Herr Baumeister Thoma bewahrt diese Gegenstände. Derselbe besitzt auch ein am Rheindorfer Wege gefundenes 27 cm hohes und unten 22 cm breites Säulenkapital aus weissem Kalkstein mit 2 Reihen von Akanthusblättern.

Ferner wurden auf dem Ziegelfelde des Herrn Streckler dicht an der Kölner Chaussee gegenüber dem St. Josephshofe am 5. Februar zwei römische Gräber gefunden. In den Aschentöpfen, von denen einer 160 cm hoch und 190 breit ist, lagen über den Knochenresten: 6 gläserne Salbfläschchen, einige unkenntliche Bronzereste, ein kleines rundes 48 mm hohes Töpfchen,

2 Würfel aus Knochen, ganz gleich den heutigen, 3 knöcherne Haarnadeln, 2 Schneckengehäuse des *Limnaeus vulgaris*, von denen das grössere 85 mm lang ist, die Muschel eines *Pectunculus*, eine gerippte blaue Perle aus einer Steingutmasse, eine glatte bläuliche Glasperle mit weissen Augen, deren Mitte schwarz ist, 2 schön hellrothe Perlen von unregelmässiger Gestalt, die grössere 21 mm hoch und 20 breit, die sich als gebleichte und verwitterte Korallenstücke von *Corallium rubrum* ergaben. Unter der strukturlosen Rinde kann man die schräg verlaufenden  $\frac{1}{3}$  mm breiten Achsenstrahlen, die den Gefässröhren des *sarcosoma* entsprechen, sehr deutlich sehen, wie sie Lacaze-Duthiers, *Hist. nat. du corail* 1864, Pl. IV, 20 abbildet. Die Perlen sind kreideweich. Ausserhalb der Aschentöpfe lagen eine Thonlampe, 4 hellgelbe Henkelkrüge von 425, 245, 175 und 160 mm Höhe und eine Schale von *Terra sigillata*, 162 mm gross mit dem Stempel OFAQUIT, vgl. Schürmans, *Sigles figulins*, Nr. 438. Dieser Fund ist in mancher Beziehung bemerkenswerth. Die vortreffliche Erhaltung der knöchernen Würfel und Haarnadeln darf dem Fettgehalte zugeschrieben werden, den solche Gegenstände durch das häufige Anfassen mit der menschlichen Hand angenommen haben. Die Perlen hatte ich Herrn O. Tischler in Königsberg zur Ansicht vorgelegt. Er schreibt mir darüber: „solche rosafarbige, mehlig verwitterte Korallenstücke wurden massenhaft in den Gräbern der Champagne gefunden als Perlen oder an Fibeln, Gürtelschnallen und dgl. Sie befinden sich zahlreich im Museum von St. Germain, sie kommen durch ganz Süddeutschland bis Ungarn vor, sogar als Garnitur von Fibeln in der Altmark. Alle diese gehören der la Tène-Periode an und überwiegend dem Beginne derselben, also dem 4. Jahrh. vor Chr. Dazu passt die blaugraue Perle mit den Augen. Die blau gerippte Melonenperle ist die einzige wirkliche Thonperle, denn die farbigen Emailperlen werden mit Unrecht so bezeichnet. Die Technik dieser Perlen stammt unbedingt aus Aegypten, wo sie sich an das bläuliche sogenannte ägyptische Porzellan anschliesst. Nördlich vom schwarzen Meer sind sie in der Kaiserzeit häufig. Es ist nicht auffallend, dass die Melonenperle in einem Römergrab am Rhein gefunden worden ist. Die Augenperlen sind sicher datirbar aus zahlreichen Gräbern Frankreichs, Italiens, Oesterreichs und Ungarns“. Tischler fragt, ob die Fundangabe richtig und unbezweifelt sei, dass die 400 Jahre ältere Augenperle und die Korallen in demselben römischen Grabe gefunden seien. Der Fund ist aber ganz zuverlässig, da ich diese Gegenstände am Tage ihrer Auffindung von den mit dem Graben beschäftigten Leuten erhalten habe, ehe sonst Jemand sie gesehen. Auf demselben Felde werden römische Gräber häufig gefunden. Warum soll man nicht in römischer Zeit auch Perlen älterer Herkunft getragen haben? In römischen Gräbern am Rhein sind gewiss häufig Germanen bestattet, die zur Kaiserzeit noch Korallenperlen getragen haben mögen, wie in den

Frankengräbern noch rohe Bernsteinperlen vorkommen. Tischler selbst führt an, dass in den Gräbern von Kesthely in Ungarn sich neben den roh gearbeiteten, der Zeit angehörigen Perlen sich ältere aus der la Tène-Zeit finden, deren Technik viel höher steht; ja man findet, dass der umgelegte Rand römischer Gläser, der einen hohlen Kanal hat, zur Anfertigung von Perlen verwendet worden ist. Schaaffhausen.

3. Eine alte Grabstätte unter dem Gebäude des General-Commando's in Coblenz. In einem Flügel des Hauses, der zwischen Hof und Garten gelegen ist und ehemals die Kirche des Gräflich von der Leyen'schen Besitzthums war, wie man noch an der gewölbten Decke des jetzt zu Wohnräumen eingerichteten Gebäudes sehen kann, entdeckte man beim Unterkellern eines zu ebener Erde gelegenen Raumes, der, als Badezimmer benutzt, stets feucht gewesen war, in  $1\frac{1}{2}$  Fuss Tiefe unter dem Boden des Gartens eine alte Grabstätte, die ich am 16. October 1885 besichtigte. Man hatte bis dahin schon 31 Todte ausgegraben, die in 2 Schichten, an einer Stelle sogar in 3 Schichten übereinander im Rheinletten bestattet waren. Das Gesicht der Todten war nach Osten gerichtet, die Skelette lagen also, da die Kirche nach alter Vorschrift ebenso orientirt war, den Seitenwänden derselben parallel. Die Gebeine gingen aber unter den jedenfalls später errichteten Quermauern des ehemaligen Kirchenschiffes durch. Die Todten hatten die Arme an den Seiten des Körpers hingestreckt, die meisten waren Männer in mittleren Jahren, ich konnte 3 Frauenschädel und 2 Kinderschädel von 7 und 2 Jahren erkennen. Zwischen den menschlichen Gebeinen fanden sich mehrmal Thierknochen, ein Hirschunterkiefer, Zähne vom Schwein, Zähne und ein Mittelhandknochen vom Rinde. Dass die Leichen mit ihren Weichtheilen hier bestattet und nicht etwa nur die Gebeine gesammelt waren, liess sich aus den Abständen der Gräber erkennen und aus dem Umstande, dass die Erde in der nächsten Umgebung der Knochen von der verwesenen organischen Substanz deutlich dunkler gefärbt war, als der Lehm zwischen den Gräbern. Beigaben fehlten fast vollständig, zumal solche, welche eine Zeitbestimmung möglich gemacht hätten. Einige kleine Bronzestückchen, wie von einem Beschlage, und ein aus Knochen gefertigtes Lineal, 200 mm lang, 16 breit und 6 dick, war das Einzige, was die Arbeiter auffanden, kein Holzrest, kein Eisenrost, keine Thonscherbe wurde beobachtet. Auffallend waren kleine, höchstens 1 cm grosse Stückchen ganz verwesener Leinwand, die auf dem Lehme klebten und Reste des Todtenhemdes waren. Auch fanden sich bei den Knochen zahlreiche Stücke blauen Dachschiefers. Vielleicht waren sie, wie dies in fränkischen Gräbern vorkommt, über das Gesicht der Todten gelegt.

Die Bestimmung des Alters dieser Grabstätte bietet grosse Schwierigkeiten. Ist dieselbe ein Theil jenes Kirchhofs, der die Castorkirche in

alten Zeiten umgab, sind hier, wo vor der Erbauung der Gräflich von der Leyen'schen Kirche ein Gotteshaus und ein Hospital sich befand, die im letztern Gestorbenen beerdigt, sind es vielleicht Opfer der Pest, die im 16. und 17. Jahrhundert wiederholt in Coblenz geherrscht hat? Die Todten sind zwischen den Fundamenten der Kirche in der natürlichen Erde wie auf einem Gottesacker bestattet und der mürbe Zustand der Gebeine lässt vermuthen, dass die Skelette Gräbern angehören, die einmal unter freiem Himmel lagen. Hat man die spätere Kirche auf einem alten Gottesacker errichtet? Dann müssen ausserhalb des Raumes der Kirche sich auch Gräber finden. Es ist nicht bekannt, dass irgendwo innerhalb einer Kirche Todte in dem natürlichen Boden unter derselben beerdigt sind. Ob die zwischen den menschlichen Gebeinen gefundenen Thierknochen Beigaben des Grabes sind oder vor der Bestattung im Rheinletten lagen, lässt sich nicht mehr bestimmen, die Beschaffenheit der Knochen ist fast dieselbe. Der Mangel an Beigaben spricht für die altchristliche Zeit, zu der auch die nicht über der Brust gefalteten, sondern an den Seiten des Körpers liegenden Hände passen. Lindenschmit schreibt mir: Die Beigaben fehlen in Gräbern des 9. bis 11. Jahrhunderts bei allen mit oder ohne Holzarg bestatteten Leichen. Sie sind sogar äusserst selten oder ganz unbedeutend in den Sarkophagen der ältesten Mainzer Kirchen, St. Alban und St. Peter. Das Uebereinanderliegen der Leichen, welches in fränkischen Gräbern nicht selten ist, spricht gegen ein altchristliches Begräbniss, weil es ausdrücklich untersagt war, doch könnte es durch einen Nothstand, wie bei der Pest bedingt sein. In der Lex. Salica LV, 3 ist das Zusammenlegen mehrerer Leichen in einem Sarge streng verboten. „Wenn Jemand einen Todten über einen andern in einen hölzernen oder steinernen Sarg gelegt hat und dessen überwiesen wird, der soll zu einer Geldbusse von 1800 Kronen verurtheilt werden.“ In den Capitularen Karls des Grossen und Ludwigs des Frommen heisst es: „Fideles . . . mortuum super mortuum non ponant, nec ossa defunctorum super terram dimittant.“ Vgl. Lindenschmit, Handb. der deutschen Alterthumskunde I, 1880, S. 130 und Karoli M. et Ludovici P. Capitula etc. Paris 1603. L. VI, c. 195. p. 164.

Die heutige Castorkirche ist von Erzbischof Johann I. (1190—1212) gebaut. Es stiess ein Kreuzgang daran und der Kirchhof, der erst am 1. October 1777 geschlossen wurde. Die weitere Umgebung der Kirche bestand lange Zeit aus Weingärten, wie die Ansichten der Stadt von Merian und Bertius zeigen. Insbesondere liess Carl Caspar von der Leyen 1652—72 in der durch den 30 jährigen Krieg entvölkerten Stadt zwischen der Firmungsstrasse und dem Rhein neue Plätze anbauen und Strassen anlegen. Vergl. A. J. Richter, St. Castor zu Coblenz 1868. Um 836 liess Erzbischof Hatti die Gebeine des h. Castor von Carden nach der Castorkirche bringen. In Urkunden kommt der Ausdruck *Insula Sancti Castoris*

vor, ob aber die Kirche je auf einer Insel gelegen, bleibt ungewiss, indem man jenen Ausdruck wie in Rom auch von einer Häuserinsel verstehen kann. Jedenfalls hat seit Erbauung der Castorkirche eine bedeutende Erhöhung des Flussbettes und seiner Ufer stattgefunden. Der Boden der Kirche liegt jetzt 80 cm unter dem Castorplatz und man steigt auf fünf Stufen zu ihm hinab. Derselbe liegt nach Herrn Goldmann nur 8,85 m über dem Nullpunkt des Coblenzer Pegels, so dass derselbe bei Hochfluth oft überschwemmt ist und im Februar 1784 das Wasser bis über den Tisch des Hauptaltars gestanden hat, 10,18 m über 0 des Pegels. Am 28. November 1882 stand der Rhein 9,23 m, am 30. März 1845 9,13 m über 0 des Pegels. Unter so ungünstigen Verhältnissen wird man die Kirche nicht erbaut haben. Das Flussbett muss sich seit dieser Zeit durch die Anschüttung des Stromes erhöht haben. Je mehr Anschwemmungen der untere Rhein macht, um so mehr wird der Fall des Stromes auch am Mittelrhein abnehmen und um so mehr wird er Bodenbestandtheile absetzen. Wo in rheinischen Städten an dem Stromufer Thore erhalten sind, da scheinen sie in den Boden gesunken zu sein, weil das Flussbett und seine Ufer sich erhöht haben. Wie es scheint steht die Kirche auf dem alten Schuttkegel der Mosel, der wohl einmal eine Insel gewesen sein kann. Noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte sich am Deutschen Hause in der Mosel eine Insel erhalten, auf welche man durch Stege gelangen konnte. Sie war mit Gras bewachsen und diente als Bleiche, sie wurde vom Churfürsten Johann Philipp zerstört, so dass heute nur noch eine Sandbank, der Hundsschwanz genannt, an dieser Stelle sich befindet. Dass in der Gegend der jetzt entdeckten Grabstätte schon in der Karolinger-Zeit ein Kirchhof sich befunden hat, ist nicht unwahrscheinlich, zumal dieser ganze Bezirk damals weit höher über dem Rheine gelegen haben wird wie jetzt. An andern Orten am Rhein schliessen sich die fränkischen Gräber oft den römischen Begräbnisstätten an. Die römische Gräberstrasse lag in Coblenz aber viel entfernter vom Strome. Wie Eltester<sup>1)</sup> bei Gelegenheit der Auffindung von Resten einer Römerbrücke über die Mosel im Jahre 1865 auseinandersetzt, durchschnitt die römische, von Mainz führende Heerstrasse das Castellum Confluentes in der Richtung der Löhrstrasse, des Marktes und der Judenstrasse. Rechts und links an der Löhrstrasse wurden nach Aussage des Maurermeisters A. Thurn wiederholt römische Gräber gefunden, so noch 1885 beim Neubau eines Hauses. Vor 2 Jahren wurden beim Hause des H. Runkel in 10 F. Tiefe drei Gräber gefunden, darunter ein mit Mörtel gemauertes, welches mit Steinplatten zugelegt war. Auch in Bonn liegen römische Gräber zu beiden Seiten der vom Südende der Stadt ausgehenden Coblenzer Strasse.

1) Jahrb. XLII 1867, S. 26.



Der einzige bemerkenswerthe Gegenstand, der sich bei einem Todten der neu entdeckten Grabstätte fand, ist ein aus Knochen gefertigter, mit einfachen Linien verzierter Gegenstand, den man wohl für nichts Anderes als für ein Lineal halten kann. Dasselbe wurde bei der Aufgrabung mit dem Spaten durchstossen, und die Bruchflächen passen nicht mehr aufeinander. Da der Finder aber versichert, dass bei dem Bruche kein grösseres Stück verloren gegangen ist, so kann die Länge desselben zu etwa 200 mm angenommen werden, die Breite beträgt 16 mm, die Dicke 6 mm. Dasselbe ist hier in halber Grösse abgebildet, an einem Ende befindet sich ein Loch zum Aufhängen des Gegenstandes. Hätte der Knochenstab eine Eintheilung, so würde man ihn auch für einen Maassstab halten können. Die einfache Verzierung mit vertieften Linien erinnert an geschnittene Knochen- und Elfenbeintafeln aus dem frühen Mittelalter. Lindenschmit und Essenwein versichern mir, dass ihnen der merkwürdige Gegenstand trotz eifrigen Suchens in der Litteratur niemals vorgekommen sei. Der erste findet es sehr auffallend, dass unter den vielartigen und zahllosen Werkzeugen aus allem Material zwischen den römischen Bau-resten in Mainz sich noch kein Lineal gefunden habe, das doch zu allen Zeiten als ein nothwendiges, ja unentbehrliches Instrument gegolten haben müsse. Er glaubt, dass dasselbe vorwiegend aus Holz gefertigt war und deshalb im feuchten Boden so gekrümmt und entstellt wurde, dass es nicht mehr zu erkennen war. Auch die Codices des frühen Mittelalters zeigen, mit welcher Sorgfalt man die Zeilen der Schrift auf gerade Linien schrieb, diese sind oft deutlich sichtbar. Ein Lineal war unerlässlich, sie zu ziehen. Die Breite der Pergamentblätter ist häufig eine der Länge des Lineals entsprechende; wenn man es einmal anwendet, so giebt das einen Abstand der gezogenen Linien von 22 mm, setzt man es in der Hälfte dieses Abstandes wieder an, so sind die Linien 11 mm von einander entfernt. Es ist vielleicht fach, weil man es nicht umwendete, wie wir es thun, sondern die Abstände der Linien mit dem Zirkel bestimmte. W. Wattenbach sagt<sup>1)</sup>: Alle sorgfältig geschriebenen Manuskripte aus ältester Zeit zeigen schon durch die Regelmässigkeit der Zeilen, dass sie liniirt gewesen sind. In den Papyrusrollen von Herculaneum sind die Spuren davon noch kenntlich. In den Epigrammen der griechischen Anthologie wird des Bleies zu diesem Zwecke gedacht. Auf dem Pergament haftete ein solcher Bleistrich nicht gut und man zog deshalb feste eingedrückte Linien mit

1) Das Schriftwesen im Mittelalter. Leipzig 1875. S. 178.

dem Griffel. Diese bilden für ältere Pergament-Handschriften die Regel. Um das Pergament zu liniiren, erhielt es eine Anzahl genau mit dem Zirkel abgemessener Stiche, um danach die Zeilen zu ziehen. In einem altfranzösischen Gedicht aus dem 14. Jahrh. heisst das Lineal *régloir*, griechisch hiess es *κανών*, lateinisch *norma*, *regula*. In Urkunden des Coblenzer Staatsarchivs aus dem 9. und 10. Jahrh. sind die Zeilen viel länger als dass unser Lineal dazu hätte gebraucht werden können. Sowohl die Länge der Zeilen als ihr Abstand ist hier sehr unregelmässig. In einer Urkunde des Erzbischofs Dietgald von Trier vom 29. Aug. 847—862 ist die Länge der Zeilen 258 bis 278 mm, der Abstand der Zeilen 13 bis 22 mm, in einer Urkunde des Königs Arnulf vom 1. Juli 889 jene 510 bis 540, dieser 30 bis 33 mm, in einer Urkunde König Carls III. vom 13. Juni 919 jene 421—430, dieser 20—23,5 mm, in einer Urkunde des Kaisers Otto I. vom 4. Febr. 966 jene 467 bis 480, dieser 16 bis 18 mm, in einer Urkunde Kaiser Heinrichs II. vom Dezember 1018 jene 474—476, dieser 18—22. Erst die spätern Evangelienbücher passen in der Länge wie im Abstände der Zeilen zu unserm Lineal. In dem Evangeliar von St. Maria ad Martyres in Trier aus dem 11. Jahrh. ist die Länge der Zeilen 120 bis 130, der Abstand derselben 7 bis 9 mm, in dem von St. Castor aus dem 12. oder 13. Jahrh., welches jetzt in der Kreuzkirche von Ehrenbreitstein sich befindet, ist jene 128, dieser 9 mm, eine durchgehende Linie ist 230 lang. Im Registrum bonorum Prumiensium aus dem 13. Jahrh. ist jene 102, dieser 9½ mm, durchgehende Linien sind 174 mm lang.

Wie an den menschlichen Gebeinen ist die Knochensubstanz des Lineals verwittert und mürbe, sie lässt sich mit dem Nagel wegkratzen, die gegeneinander geschlagenen Stücke geben einen helleren Klang als frische Knochensubstanz, unter dem Mikroskop erscheint diese ebenso verändert, wie die der menschlichen Reste. Die Substanz ist zu mürbe, als dass sich an feinen Splittern die Knochenkörperchen und Knochenkanälchen noch erkennen liessen, was selbst an fossilen Knochen nicht selten möglich ist. Nach Behandlung mit Salzsäure bleiben die Lamellen des Knorpels zurück, zwischen denen man die Havers'schen Kanäle wahrnimmt, die Gefässlöcher sieht man auch mit blossem Auge an der porösen Oberfläche sowie an den weissen Bruchflächen des Lineals. Dass man allein dieses Geräthe einem Todten mit in's Grab gab, deutet wohl darauf, dass derselbe ein Schreiber war, und dass diese Kunst zu seiner Zeit als eine seltene galt.

Dem mürben Zustand entsprechend, haben die Knochen der menschlichen Skelette den grössten Theil ihrer organischen Substanz verloren. Während er nach Berzelius im Mittel bei frischen Knochen 31—35 % beträgt, waren in einem Rippenstück nur noch 6,4 % vorhanden. Dasselbe wog 247 cgr und nach Behandlung mit Salzsäure blieb ein fester Knorpel von nur 15 cgr zurück, ein Stück des Femur wog 632 cgr, es blieben 48 cgr

trocknen Knorpels oder 7,5 % zurück. Die Flüssigkeit enthielt gelösten Leim. blieb der Knorpel 8 Tage in der verdünnten Salzsäure liegen, so löste er sich durch die fortschreitende Leimbildung ganz auf. Nach Scheurer-Kestner sind die auf Kirchhöfen bestatteten Leichen wegen des leichten Zutritts von Wasser und Luft dem Verluste der organischen Materie am leichtesten ausgesetzt. Lassaigue fand bei auf einem Schlachtfelde Bestatteten nach nur 30 Jahren den Gehalt an organischer Materie auf 15 % vermindert. Wenn Scheurer-Kestner bei Knochen aus dem 2. oder 3. Jahrhundert noch 12,21 %, bei solchen aus Merowingergräbern 20 % organische Materie angiebt, so ist hier der löslich gewordene Knorpel mit berechnet, der ungefähr  $\frac{1}{3}$  der ganzen organischen Materie betrug. Ein so geringer Gehalt wie 6,4 % spricht jedenfalls für eine alte Grabstätte, wenn man erwägt, dass die Todten zum Theil  $1\frac{1}{2}$  m tief in einem thonreichen Letten begraben waren.

Als ich am 15. November die Grabstätte zum zweitenmale sah, war der betreffende Raum ausgeschachtet, es waren im Ganzen 40 Skelette gefunden. Der mürbe Zustand der Knochen und ihre Bestattung im Rheinletten liessen auf das Bestimmteste vermuthen, dass das Grabfeld älter war als die hier errichtete Kirche, dass diese vielmehr auf einem alten Gottesacker errichtet war. Um darüber Gewissheit zu erlangen, musste der Boden ausserhalb der Kirche untersucht werden. Herr Garnisons-Bau-Inspektor Goldmann hatte die Gefälligkeit, auf meinen Wunsch in einer Entfernung von 1,70 m von der Wand des Gebäudes im Garten einen 1,50 m langen Graben ziehen zu lassen. In 1 m Tiefe stiess man auf dicht nebeneinander liegende Gerippe, Herr Goldmann berichtete aber, dass hier nicht wie in der Kapelle regelmässig bestattete Leichen lagen, sondern dass man einen Haufen durcheinander geworfener Knochen vor sich hatte. Hier hatte nicht ein Begräbniss von Leichen, sondern ein Vergraben von Knochen stattgefunden. Ich besichtigte die Stelle am 21. Februar und fand diese Ansicht der Wahrheit entsprechend. Die Knochen lagen dicht aufeinander, alle Schädel waren zertrümmert. Zwischen den ausgegrabenen Knochen fand ich wieder zwei Hauer vom Schwein und einen Mittelhandknochen vom Rind, sowie viele Stücke blauen Schiefers; auch einige Topfscherben, die auch nach dem Urtheile des Herrn Demmin nur einige Jahrhunderte alt waren. Wiewohl man auf allen Kirchhöfen von Zeit zu Zeit die Gebeine sammelt und in eine gemeinschaftliche Grube legt, sind doch die hier in der Nähe der alten Kapelle vergrabenen Knochen gewiss die, welche man beim Legen der Fundamente vorfand und an einem andern Orte begrub, sie sind ein sicherer Beweis dafür, dass hier ein Grabfeld schon vorhanden war, als man die Kirche baute. Die aussen schwarzen, mit horizontalen Reifen gezierten, innen gelb glasierten Scherben entsprechen der Zeit der Erbauung der Kapelle. Vielleicht war hier schon im 13. Jahrh. ein gemeinschaftlicher Kirchhof für die untere Stadt, deren Kirchen



wohl nicht alle Raum hatten für die Todtenbestattung. Wie Herr Dr. Wagner mir mittheilt, soll die Kirche des Franziskanerklosters in der Castorgasse 1255 eingeweiht sein (Günther, Topogr. Gesch. der Stadt Coblenz, S. 43), sie wurde 1806 abgetragen und ein Theil eines Seitenschiffes zur jetzigen Hospitalkirche verwendet. An der Stelle der jetzigen Jesuitenkirche, die 1613—17 erbaut ist, stand die Kirche des Cistercienser Nonnenklosters in der Leer, die 1258 gebaut war. (Dominicus, Cobl. Gymn.-Progr. 1872 S. 5 und Klein, Cobl. Gymn.-Progr. 1847, S. 13.) Im 16. Jahrh. war bei der obern Pfarrkirche ein gemeinsamer Begräbnissplatz. Clemens Wenzeslaus verbot 1777 das Begraben bei den Kirchen. Es entstand der Kirchhof vor dem alten Löhrrthor, der 1819 nach der Karthause verlegt wurde.

Ich möchte die Grabstelle mit Berücksichtigung aller dabei in Betracht kommenden Beobachtungen dem 11. bis 13. Jahrhundert zuschreiben und mit der damals erbauten Castorkirche in Verbindung bringen. Mit dieser Annahme stimmen auch die Schädelformen. Rohe Bildungen, wie sie noch die fränkischen und alemannischen Gräber aufweisen, fehlen gänzlich. Schädelumfang, Orthognathie, Beschaffenheit der Nähte und Bildung der Nase entsprechen einer intelligenten Bevölkerung. Die meisten Schädel sind mesocephal, nur ein besonders langer Dolichocephalus, sowie ein echter Brachycephalus waren darunter, einige zeichneten sich durch besondere Regelmässigkeit und Schönheit der Bildung aus. Unter den 40 Schädeln konnten nur etwa 10 mit Bestimmtheit als weibliche erkannt werden. Der Menschenschlag war vorherrschend gross, ein Femur mass 49 cm. Niedere Bildungen wie ein Foramen intercondyloideum des Humerus, starke Arcus superciliares, zweiwurzelige Prämolaren des Oberkiefers, flache breite Nasenwurzel kamen nur vereinzelt vor. Die erhaltenen Leinwandreste verbieten ein höheres Alter anzunehmen, denn sie finden sich in fränkischen Gräbern niemals, wenn sie nicht an Metallbeschlügen haften, wo das Metalloxyd ihre Erhaltung erklärt. Noch ein Umstand lässt die Grabstätte jünger erscheinen als die fränkische oder gar römische Zeit. Die Schädelhöhle war nur ausnahmsweise ganz mit Erde angefüllt, die das Tagewasser im Laufe der Jahrhunderte in sie einflösst. Ich lasse noch folgende Angaben über die Geschichte des Leyen'schen Hofes, in welchem sich jetzt das General-Commando befindet, folgen, die ich der gütigen Mittheilung des Staatsarchivars, Herrn Dr. Becker in Coblenz verdanke: „Wann die von der Leyen'sche Familie das betreffende Grundstück erworben, lässt sich nicht genau ermitteln; doch hat sich feststellen lassen, dass Kurfürst von der Leyen (1556—67) dasselbe mit einem darauf befindlichen Gebäude gekauft und bereits 1558 besessen hat (Raths-Protok. v. 8. Jan. 1558). Im Rhein. Antiqu. I, 2, S. 596 berichtet von Stramberg nur, dass Kurfürst Carl Caspar v. d. Leyen den ganzen von der Nagelgasse bis zur Castorpfaffen-

gasse gelegenen, an die Firmung grenzenden Raum erworben und auf seine Kosten habe bebauen lassen. Hiernach hätte Kurfürst Johann nur das an der Stelle des spätern Hofes gelegene Gebäude ohne den Garten gekauft. Diese Angabe lässt sich aus den zahlreichen Akten des Staatsarchivs nicht bestätigen. Es ist aber sicher, dass das heutige Grundstück weder im 16. noch im 17. Jahrh. ein einheitliches Besitzthum bildete. Das Haus war vielmehr von dem dahinter liegenden unbebauten Terrain, dem heutigen Garten, durch ein Gässchen getrennt, das als Brandgässchen in den Rathsprotokollen öfters erwähnt wird. Hier lag dicht am von der Leyen'schen Hofe (R.-Pr. vom 8. Oct. 1594) in der Mitte des 16. Jahrh. ein dem Rathe gehöriges Haus, das als Hospital diente und als das niedere Spital (1558) oder das Hospitälchen hinter dem Lörbecher uff dem Castorshoiff (1580) oder als Gotteshäuslein im Brandgässlein (1696) vorkommt. Das Hospital suchten die Herren von der Leyen zu ihrem Besitze hinzu zu erwerben, weil ihnen vielleicht diese Nachbarschaft lästig war und sie ihren Besitz abrunden wollten. Schon Kurfürst Johann verhandelte 1558 mit der Stadt wegen eines Tausches. Diese verlangte, dass der Kurfürst ein anderes Haus zur Aufnahme der Kranken anweise (R.-P. vom 8. und 15. Jan. 1558). Inzwischen gingen drei andere Häuser im Brandgässchen in den von der Leyen'schen Besitz über und nun bot Junker von der Leyen dieselben dem Rathe als Tauschobjekt an. Die Sache zerschlug sich aber trotz wiederholter Verhandlungen (R.-P. vom 1. Oct. 1580, vom 4., 8. und 15. Oct. 1594, vom 20. Juli 1608). Erst 1696 einigte man sich, der Rath erlaubte, dass Carl Caspar v. der Leyen seine drei Häuser in der Brandgasse abbreche und zu seinem Grundstück ziehe, unter der Bedingung, dass er, an Stelle der auf diese Weise der Bürgerschaft verloren gehenden drei Häuser, drei andere in der Firmungsstrasse erbaue und an Bürger verkaufe. Den Abbruch des Hospitals wollte er erst dann gestatten, wenn Carl Caspar v. der Leyen ein neues hierfür gebaut hätte (R.-P. vom 13. Aug. 1696). Das auf dem Grundstück befindliche alte Gebäude wurde zu Ende des 16. Jahrh. einem Neubau unterworfen. Dieser wurde nach von Stramberg laut der über dem Thore befindlichen Jahreszahl 1611 vollendet, während die Kapelle, die in dem der Strassenfront parallelen Flügel des Gebäudes liegt, nach der Angabe über dem Eingang schon im Jahre 1589 errichtet wurde (Rhein. Antiqu. I, 2 S. 614. Vergl. Gerken, Reisen durch verschiedene Provinzen des Kurkrayses am Rhein S. 357). Nähere Nachrichten über das Hospital sind nicht vorhanden. Eine Urkunde vom J. 1460 (Copiar. Nr. 6, Fol. 50 b) betrifft die Stiftung eines Hospitals, das ebenfalls als das niedere bezeichnet wird, dieses aber lag in der Spiessgasse und kommt noch 1547 vor. Das Hospital auf dem von der Leyen'schen Grundstück war jedenfalls nur ein sehr kleines Gebäude, das (R.-P. vom 8. Oct. 1594) nicht mehr als zwei Wohnungen enthält. Die Pest

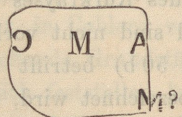
herrschte in Coblenz vornehmlich im J. 1540. Der Rath ordnete damals an, dass, weil der Kirchhof an der Pfarrkirche klein und mitten in der Stadt gelegen, die bei den Kirchen zu den Predigern, den Nonnen, St. Castor und Jörgen Gestorbenen auch dort begraben werden sollten. Im 17. Jahrh. trat die Pest besonders in den Jahren 1664 bis 1668 in Coblenz auf, vergl. Wegeler, Beiträge zur Geschichte der Stadt Coblenz, 2. Aufl. S. 109. Herr Staatsarchivar Dr. Becker schliesst mit den Worten: „Da von einem Begräbnissplatze, auf dem der von der Leyen'sche Hof oder ein Theil desselben errichtet worden, nichts bekannt ist, so ist es wahrscheinlich, dass die Leichen zu einer Zeit dort begraben sind, die lange vor der Bebauung jenes Theils der Stadt liegt und weiter zurück reicht, als wohin man mit archivalischen Nachrichten gelangen kann.“ Auf einem Stadtplan von 1794 findet sich schon der grosse Garten des von der Leyen'schen Hofes; ferner sieht man Mauern, welche den südlichen Platz neben der Castorkirche einschlossen; hier befand sich wahrscheinlich der Kreuzgang. In der Ansicht der Stadt von Bertius (1616) sind die Umgebungen der Kirche nach Süden und Westen nicht bebaut. Das Bild der Stadt bei Merian (1646) ist nicht zuverlässig, da hier schablonenmässig um die St. Castorkirche dicht gedrängt die Häuser stehen. Das in der Cosmographie von Sebastian Münster (1549), welches Erzbischof Johann selbst ihm zur Verfügung stellte, zeigt südlich und westlich von der St. Castorkirche freie Plätze und Weingärten, die Firmungstrasse ist noch nicht vorhanden.

Schaaffhausen.

4. Deutz. Inschriftfragmente. Stellen ausserhalb des Castrums, wo in römisch-fränkischer Zeit Leichenverbrennungen stattgefunden haben.

Folgende an sich unbedeutende Mittheilungen mögen als Ergänzung zu den seit 1879 gemachten Funden hier eine Stelle finden.

Im Jahre 1876 liess die berg.-märk. Eisenbahnverwaltung zur Errichtung einer Ladebühne unterhalb Deutz Schutt anfahren. Da zu jener Zeit sowohl in der Artillerie-Werkstatt auf dem Boden des alten Castrums, sowie in der Eisenbahnstrasse, also östlich vom alten Castrum bauliche Veränderungen vorgenommen wurden, so wandte ich auf Spaziergängen diesem Schutte meine Aufmerksamkeit zu und entdeckte das Fragment einer Inschriftplatte 0,23 m breit, 0,19 m hoch und 0,05 m dick.



Die drei Buchstaben von Z. 1 sind deutlich zu erkennen OMA . . . ., das Fragment von Z. 2, welche den Schluss der ganzen Inschrift bildete,

spricht zunächst für N, kann aber auch M gewesen sein. Die Buchstaben haben quadratische Form — das M ist 7 cm hoch und eben so breit — und gehören der guten Zeit an, im übrigen muss auf eine Deutung des Fragments verzichtet werden.

Ich erwähne erst jetzt diesen Fund, weil der Stein an zwei Seiten ganz frische Bruchflächen zeigte, und die Möglichkeit vorhanden war, bei niedrigem Wasserstande oder nach den Abspülungen des Ufers durch Hochwasser die fehlenden Stücke zu finden. Doch alle hierauf verwandte Mühe führte nicht zum gewünschten Ziele, war aber insofern nicht ganz verloren, als bei diesem Suchen sowohl der Heft 77 S. 45 f. veröffentlichte Votivstein<sup>1)</sup> sowie ein interessantes Dachziegelfragment gefunden wurde.

Dieses Fragment ist 0,13 m lang und 0,08 m breit und zeigt oben in hufeisenförmiger Umrahmung das Zahlzeichen II, unten einen runden Stempel mit vertiefter Schrift, welche sich um ein in der Mitte befindliches Schildchen hinzieht. Leider ist der Stein unterhalb des Schildchens abgebrochen und vom Wasser abgewaschen, jedoch sind von sämtlichen Buchstaben wenigstens Reste vorhanden. Liest man die Umrahmung des Zahlzeichens II als C, womit sie einige Aehnlichkeit besitzt, und als Abkürzung von Cohors (cohortes), wie Düntzer (Röm. Alterth. d. Mus. Wallraf-

1) Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, einige Versehen zu berichtigen, die sich mit Rücksicht auf die Beschaffenheit des Steines leicht einschleichen konnten. Zu Anfang der Z. 2 fehlt das dem L übergeschriebene i; herc<sup>I</sup>V<sup>I</sup>L.

In Z. 6 ist vor ORE noch der Horizontalstrich des L sichtbar, wodurch die Ergänzung in fLORE sich ungesucht darbietet. In derselben Zeile ist das C in dem Worte MERCVRio beim Drucke etwas undeutlich geworden. Sodann machte mich Herr Prof. Klein darauf aufmerksam, dass die Abirenes in Z. 3 mit Rücksicht auf ihre Herkunft nicht als matres oder matronae bezeichnet werden könnten. Nach nochmaliger Reinigung des Steines trat vor IS nicht der Ansatz zu einem Vertikal-, sondern zu einem Horizontalstrich deutlich hervor, wodurch die Ergänzung in dEIS allerdings wahrscheinlich wird. (Ueber die verschiedenen Dativformen dieses vielgebrauchten Wortes vergl. u. a. Neue, Formel. S. 22 ff.) In diesem Falle wird man am Schlusse der vorhergehenden Zeile et ergänzen müssen, so dass die drei ersten Zeilen muthmasslich gelautet haben:

PRO S A I · (augg)

herc V<sup>I</sup>L · M A G V S A N o · et

d E I S · A B I R E N<sup>I</sup>B V s

Pro sa(lute augusti s. augustorum Herc)uli Magusan(o et d)eis Abire-nibu(s).

In der Schlusszeile sind vor CVR(?) wenigstens vier Buchstaben bis auf geringe Spuren erloschen. Doch darüber bei einer spätern Gelegenheit.

Rich. II, 153, i) dies mit einiger Vorsicht gethan hat, so lauten die beiden Stempel:

C H E X G I N F

Cohors (cohortes) II exercitus Germaniae inferioris.

Im Besondern sei noch erwähnt, dass E und X oben ligirt sind, dass die Abkürzung von Germania durch ein einfaches G ausgedrückt ist und von der bei Brambach (C. I. Rh. 60, 3) mitgetheilten abweicht. Auffallender Weise hat das einzige Ziegelfragment mit demselben Stempel, welches zu Köln gefunden wurde, eine ähnliche Verstümmelung erfahren<sup>1)</sup>.

Auf einem oberhalb Deutz gefundenen Fragment eines Mauerziegels befindet sich der Stempel

C A P I O

Ob vor dem C etwas gestanden, lässt sich nicht erkennen, ist aber nicht wahrscheinlich, der Schluss steht unzweifelhaft fest, und sonach dürfte der Zweifel von Wolf (Westd. Zeitschr. I, 1. S. 55), ob CAPIO allein auf einem Ziegel gestanden haben könne, seine Erledigung finden.

Neuerdings sind bei Abräumung von Baustellen an der Südseite des Castrums zwei Ziegelfragmente zu Tage getreten. Auf dem einen steht

L E G X ?

auf dem andern

L E G X X X

Legio tricesima.

Ziegel dieser Legion sind bisher zu Deutz noch nicht gefunden worden, wohl aber zu Köln. (Vgl. Brambach, C. I. Rh. 436, e und Düntzer, Verz. d. röm. Alterth. II, 153 e.) Welchen Beinamen die Legion auf unserm Steine geführt, lässt sich nicht feststellen.

Sodann war ich in letzter Zeit, namentlich im verflossenen Jahre, wiederholt in der Lage, in hiesigem Stadtgebiet bei Ausschachtungen zu Neubauten, insbesondere bei den Ausschachtungen zur Fortführung der berg.-märk. Eisenbahn, Stellen zu entdecken, beziehungsweise zu untersuchen, an denen in römischer und fränkischer Zeit Leichenverbrennungen

1) Das im Verzeichniss unter II, 153, i eingetragene Fragment, welches ich zur Vergleichung aufsuchte, war nicht zu finden.

stattgefunden haben. Die Wichtigkeit derartiger Beobachtungen für die Topographie und Culturgeschichte bedarf wohl keiner weitern Erörterung. Leider ist es der Wissenschaft nur in wenigen Fällen vergönnt, sich ein klares Bild der vorhandenen Thatsachen zu bilden, weil die Theilnahmslosigkeit der Besitzer oder Unternehmer, die Roheit und Gewinnsucht der Arbeiter fast überall hindernd in den Weg treten.

Eine derartige Brandstelle fand ich zuerst beim Abbruche eines Hintergebäudes in der Siegburgerstrasse, jetzt Hermannstrasse 1a. Als ich die Sache in Erfahrung brachte, hatten die Arbeiter bereits alles durchwühlt und zerhauen in dem Wahne, Geld zu entdecken. Die Scherben, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, gehörten der fränkischen Zeit an.

Im April 1884 zeigte sich beim Ausschachten des Hauses Schneebergerstrasse 3 ungefähr 1,20 m unter der Oberfläche eine alte Brandstelle. Die grosse Todtenurne von dunkelgrauem Thon war zerbrochen. Auch hier hatten die Arbeiter die Asche nach Geld durchwühlt, aber nur 2 sehr beschädigte römische Münzen gefunden, ein Kleinerz, welches sich nicht mehr bestimmen liess und ein Mittelers mit dem Rev. IMP-CAES-M-ANT-GORDIANVS-AVG. Ausserdem fand man hier einen Trinkbecher von dunkelgrauem Thon, 10 cm hoch und unten mit kugelförmigem Abschlusse. Ein anderes birnförmiges Gefäss, ebenfalls 10 cm hoch, von rothbrauner Farbe, zeigte schon entschieden fränkische Herkunft.

Die interessanteste Brandstelle entdeckte man am 28. Juli 1884 beim Ausschachten eines Pfeilers an der Mailust c. 1 m unter der Oberfläche. Durch das liebenswürdigste Entgegenkommen des Herrn Bauinspektors Schachert war es mir gestattet, an dieser Stelle eingehende Nachsuchung und genaue Feststellung des Thatbestandes vorzunehmen. Die hier gefundene Brandstelle lag unmittelbar über dem gewachsenen Kies c. + 6,50 des Kölner Pegels; sie hatte zur Verbrennung von zwei Leichen gedient und ungefähr 4 m im Durchmesser. Die Aschenschichte war in der Mitte etwa 10 cm stark und mit umfangreichen Holzkohlen vermischt. Ziemlich in der Mitte standen nicht weit von einander zwei grosse Urnen von dunkelgrauem Thon ganz zerbröckelt, so dass sie bei Wegräumung der Erde zerfielen. Von einem Deckel war keine Spur vorhanden, dagegen ist zu erwähnen, dass zahlreiche grössere und kleinere Schieferstücke in der Nähe lagen.

Die Ausstattung mit Thongefässen verschiedener Gattung und Grösse war ziemlich reichhaltig. Die meisten waren zerbrochen, worüber man sich bei der exponirten Lage der Brandstelle kaum verwundern darf, einige wurden durch die Arbeiter mit der Spitzhacke zerschlagen, nur wenige ganz zu Tage gefördert. Sämmtliche Gefässe waren ohne jeden künstlichen Schmuck, wenn man nicht einfache concentrische Furchen um die Bauchhöhle als solchen bezeichnen will. Im Besondern sind noch anzuführen:

Ein Gefäß von schwarzem Thon mit Sandmusterung, der Rand ein wenig profilirt und unter dem Rande ein glatter Streifen. Die Höhe beträgt 14,5 cm, die Breite an der Mündung 12 cm, am Fusse 5,5 cm. Eine kleine Vase von gleichem Thon aber ohne Sandmusterung, 7 cm hoch. Ferner eine glatte irdene Schüssel, 20 cm breit und nicht ganz 5 cm hoch, von dunkelgrauem Thon. Sodann zwei gehenkelte birnförmige Krüge von roher Arbeit mit concentrischen Furchen, von denen einer 19,7 cm hoch. Weiter ein zierlich gearbeitetes Schälchen von Terra sig. und eine kleine römische Lampe ohne Schmuck oder Stempel. Endlich zwei gewöhnliche Steinperlen.

Neben den Thongefäßen fanden sich verschiedene Gegenstände von Eisen: Nägel, Klammern, ein Speer, ein Beil und eine Hepe. Leider hatten die Arbeiter diese Gegenstände während der Mittagspause ausgewählt und als altes Eisen muthwillig zerschlagen, so dass es nicht mehr gelang, die einzelnen Theile, welche frische Brüche zeigten, zusammen zu finden. Von dem Beil war noch das obere mit einem Knauf versehene Stück vorhanden, 14 cm lang und 6 cm breit; von der sichelförmigen Hepe zwei Stücke, 21 cm lang und in der Mitte 7,5 cm breit. Ein Gegenstand von Eisen bedarf einer kurzen Beschreibung. Derselbe besteht in einer kleinen Platte von 14 cm Länge, welche an einem Ende 9,5 cm breit und auf den Ecken mit je einem Nagel versehen ist, nach der andern Seite ziemlich spitz zuläuft; das spitze Ende ist zu einer Oehre umgebogen. Dieser an einen Thürbeschlag erinnernde Gegenstand diente nach einer Vermuthung des Herrn Bürgermeisters Thewalt als Beschlag einer Deichsel.

Von Glas und Bronze fand sich keine Spur, dagegen mancherlei Thierknochen und Zähne, namentlich Eberzähne. Soweit der Fundbericht. Fragt man sich auf Grund der gemachten Funde nach der Zeit der hier stattgefundenen Leichenverbrennung, so scheint der verschiedene Charakter der Gefäße, welche zum Theil spätrömisch, zum Theil ausgesprochen fränkisch waren, auf zwei verschiedene Epochen der Leichenverbrennung hinzuweisen. Doch spricht gegen diese Annahme der Umstand, dass die gefundenen Gegenstände alle in einer Schichte lagen, und dass sich über der Asche eine über die ganze Brandstätte sich hinziehende Schichte von rothgebranntem Lehm befand, welcher von Löchern durchzogen war, die nur von Getreidehalmen herrühren konnten. Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass die Verbrennung der beiden Leichen zu gleicher Zeit und zwar im Anfange der fränkischen Periode stattgefunden hat, als römische Technik und römische Gefäße noch keine Seltenheit waren.

Ob bezüglich der über der Asche gelagerten Lehmschichte anderwärts Beobachtungen angestellt worden sind, ist mir nicht bekannt. Nach meinem Dafürhalten hat man nach Verbrennung der Leichen und Bergung der

Ueberreste in die Urnen Getreide darüber angehäuft, dasselbe sodann angezündet und die Flammen durch Aufwerfen von Lehm erstickt.

Einige Wochen später entdeckte man ungefähr 25 cm oberhalb eine andere Brandstelle, welche jedoch von modernem Mauerwerk durchzogen war und keine Ausbeute lieferte. Die Reste der Todtenurne von dunkelgrauem Thon zeigten eine ganz ungewöhnlich grosse Dimension, die gefundenen Scherben fränkisches Fabrikat.

Bald darauf traten einige 20 m oberhalb beim Ausschachten des 3. und 4. Pfeilers abwärts der Pferdchensgasse abermals die Anzeichen einer Leichenverbrennung zu Tage, allein es war nicht gestattet, die gefundenen Spuren in dem stehen gebliebenen Erdstollen weiter zu verfolgen, weil das Expropriationsverfahren noch nicht beendet war. Erst in diesem Frühjahr konnte dazu geschritten werden. Ueber die dabei gemachten Wahrnehmungen kann ich mich kurz fassen.

Die Brandstelle lag wie die oben beschriebene über dem gewachsenen Kies auf + 6,70 des Kölner Pegels und hatte eine gleich grosse Ausdehnung. Da, wo die Urne stand, war der Boden mit Schiefersteinen belegt, andere standen zu beiden Seiten auf der Kante. Viele Stücke von Dachleien, von denen einzelne abgerundet waren, lagen unter der Asche zerstreut. Dieselben scheinen zum Zudecken der Gefässe gedient zu haben. Die Todtenurne wie alle Thongefässe, die sämmtlich auf fränkischen Ursprung hindeuteten, waren zerbrochen. Von Eisen oder Bronze war nichts zu finden, dagegen fanden sich mehrere Eberzähne und Pferdeknochen; auch eine rothgebrannte Lehmschicht über der Asche fehlte nicht.

Eine andere Brandstelle zeigte sich beim Ausschachten nach Abbruch des Hauses Siegburgerstr. 19 c. 1,20 m unter der Oberfläche. Als ich dieselbe entdeckte, hatten die Arbeiter bereits die ganze südliche Hälfte weggeräumt und nur einige Gefässe, welche der Spitzhacke entgangen waren, bei Seite gestellt; die nördliche Hälfte war schon früher durch Anlage eines Brunnens zerstört. In Bezug auf Umfang und Anlage zeigte diese Brandstelle grosse Aehnlichkeit mit der an Rhein gefundenen.

Die grosse Graburne von dunkelgrauem Thon war hier, wie die frischen Brüche der Scherben zeigten, durch Unvorsichtigkeit der Arbeiter entzwei gegangen. Ausser dieser zeigten sich Theile einer kleinern Todtenurne. Wie die Urnen waren die meisten übrigen Thongefässe zerbrochen, erhalten ein gehenkelter birnförmiger Krug mit concentrischen Furchen, fast 20 cm hoch, ein bauchiges Trinkgefäss von hellem Thon, gleichfalls mit concentrischen Furchen versehen und 10 cm hoch, ein kleines Töpfchen von gleichem Thon mit ziemlich scharfkantiger Ausbuchtung in der Mitte, 3,7 cm hoch, eine Thonperle und ein kleines nacktes Figürchen. Töpfchen und Figürchen hatten wohl als Beigabe zu einer Kinderleiche gedient.

Die Gegenstände von Eisen, welche sich unter der Asche fanden,



waren durch Feuer ganz unkenntlich geworden, erkennbar nur ein dolchähnliches Messer, welches jedoch die Arbeiter muthwillig zerhauen.

Endlich zeigte sich beim Abbruche des Hauses Bollwerkstrasse 22 eine Stelle, wo in fränkischer Zeit eine Leichenverbrennung stattgefunden hat. Dieselbe war aber durch frühere Fundamentirungsarbeiten schon theilweise zerstört; auch war die Nähe der Strasse hinderlich, die aufgefundenen Spuren weiter zu verfolgen. Die Scherben, welche mir zu Gesicht kamen, trugen alle einen sehr späten Charakter.

Aus den angeführten Thatsachen geht hervor, dass man hier in Deutz nicht allein in spätrömischer Zeit, sondern auch im Anfange der fränkischen Periode die Todten nach altheidnischem Gebrauch verbrannt und bestattet hat. Auch kann die Mehrzahl der aufgefundenen Grabstellen als weitere Bestätigung des von Schaaffhausen (Jahrb. H. 44, S. 85 ff.) ausgeführten Satzes dienen, dass die Germanen ihre Todten mit Vorliebe im Angesichte der grossen Ströme zu bestatten pflegten. L. Schwörbel.

5. Römische Villa in Friesdorf. Das Jahrb. LIX, 1876, S. 184 brachte bereits eine Mittheilung über dieselbe. Die Kosten zu Ausgrabungen hatte der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden schon früher bewilligt. (Protokoll vom 12. März 1874.) Dieselben sind auf Privatkosten im verflossenen Jahre wieder aufgenommen worden. Es wurde dem Vorstand folgender Bericht des Herrn Professor Dr. aus'm Weerth zur Verfügung gestellt:

„Das in Friesdorf in dem Fundamente aufgedeckte Gebäude ist nach seinem Mauerwerk und allen wahrnehmbaren Merkmalen unbedingt römisch. Es ist nach seiner Raumanlage ein Wohngebäude und zwar ein solches lediglich für den Aufenthalt im Sommer. Der Charakter des Wohnhauses ergibt sich aus der complicirten Anlage von Baderäumen, die Beschränkung des Gebrauches für die Sommerzeit durch den Mangel an Heizvorrichtungen in den meisten Räumen.

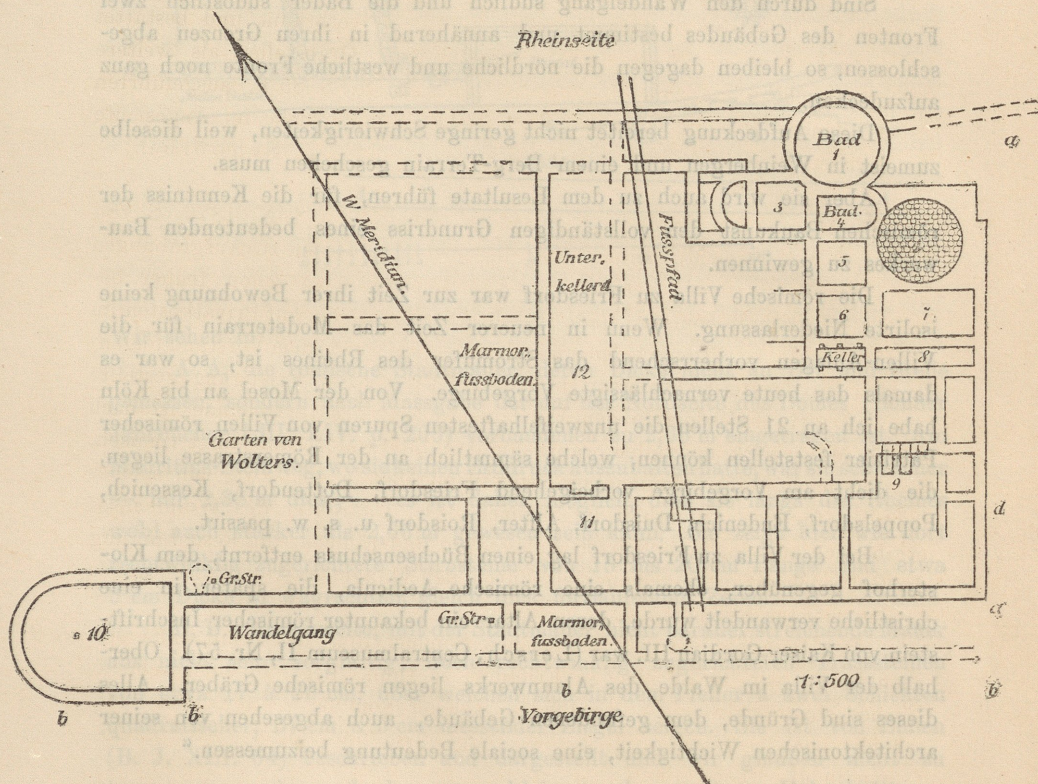
Der Bauplatz der herrschaftlichen Sommervilla, denn mit einer solchen haben wir es offenbar in Friesdorf zu thun, liegt in einer schiefen Ebene: steigt südwestlich des Pfades, welcher von der Wolter'schen Waldschenke nach Godesberg führt, den Berg hinan und fällt nordöstlich desselben in die Ebene hinab.

Der aufgedeckte Theil des Baues hat bereits eine Längs-Axe von 65 m, eine Breite von 35 m. Indessen sind weder nach der Länge, noch nach der Breite die Grenzen des Gebäudes erreicht. Die Grundform desselben ist offenbar ein Rechteck mit aus- und einspringenden Ecken.

Der südliche, aus zwei grösseren runden Sälen (1 u. 2), ferner zwei halbrunden Räumen (3 u. 4) und westlich daran stossenden vier Zimmern (5—8) bestehende Flügel umfasst lediglich Baderäume für kalte wie warme Bäder, nebst Gemächern zum Ankleiden.

Die Vitruv'sche Vorschrift, dass die Mittagssonne in die Badezimmer falle, weil man um diese Zeit zu baden pflegte, trifft hier zu, indem die Fronte der Baderäume (a—a) nach Godesberg hin liegend der Mittagssonne ausgesetzt ist.

Die Heizungen der Baderäume geschah durch einen grossen Herd aus Tuffsteinblöcken (bei 9), welcher die Wärme unter die Fussböden durch Hypokausten (2) und dann die Wände hinaufleitete. Grossen römischen Bade-Anlagen fehlt selten ein Wandelgang, in welchem die Badenden bei ungünstigem Wetter nach dem Bade die vorgeschriebene Bewegung suchten.



Diesen Gang erkenne ich in dem in einer Länge von 65 Meter festgestellten Corridor (b—b), welcher nordwestlich in einen halbrunden Saal (10) endet. Derselbe liegt bereits im Wolter'schen Garten. Das südöstliche Ende nach Godesberg zu ist noch nicht gefunden worden.

Durch einen ähnlichen Wandelgang zeichnen sich die römischen Bäder in Nennig an der Mosel aus. In dem Friesdorfer Wandelgang fanden sich an verschiedenen Stellen Spuren von Marmortäfelungen, welche eine Hindeutung auf die einstige Pracht der Ausschmückung gewähren.

An diesen Wandelgang lehnen sich thalwärts dem Rheine zu sieben aufgedeckte Zimmer. In das südlichste mündet von aussen bei d eine Wasserleitung ein, die wohl zunächst die Baderäume speiste. Zwei dieser Räume, 11 u. 12, scheinen unterkellert gewesen zu sein; sie deuten nach den gefundenen Speiseabfällen auf die Küche des Hauses. Hier lagen auch die rothen Sandsteinsäulen, welche vor fast 25 Jahren mich auf die Entdeckung dieses Bauwerkes führten, und von denen die am meisten wohl-erhaltene sich in meinem Garten befindet (Jahrb. XXXII, S. 137 u. Jahrb. LIX, S. 184).

Sind durch den Wandelgang südlich und die Bäder südöstlich zwei Fronten des Gebäudes bestimmt und annähernd in ihren Grenzen abgeschlossen, so bleiben dagegen die nördliche und westliche Fronte noch ganz aufzudecken.

Diese Aufdeckung bereitet nicht geringe Schwierigkeiten, weil dieselbe zumeist in Weinbergen und einem Berg-Terrain geschehen muss.

Aber sie wird auch zu dem Resultate führen, für die Kenntniss der römischen Baukunst den vollständigen Grundriss eines bedeutenden Bauwerkes zu gewinnen.

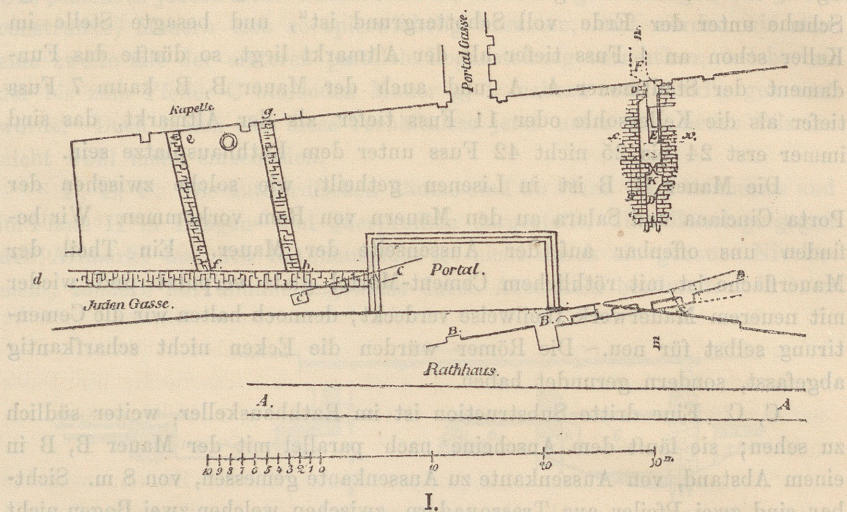
Die römische Villa zu Friesdorf war zur Zeit ihrer Bewohnung keine isolirte Niederlassung. Wenn in neuerer Zeit das Modeterrain für die Villen-Anlagen vorherrschend das Stromufer des Rheines ist, so war es damals das heute vernachlässigte Vorgebirge. Von der Mosel an bis Köln habe ich an 21 Stellen die unzweifelhaftesten Spuren von Villen römischer Patrizier feststellen können, welche sämmtlich an der Römerstrasse liegen, die dicht am Vorgebirge vorbeigehend Friesdorf, Dottendorf, Kessenich, Poppelsdorf, Enderich, Duisdorf, Alfter, Roisdorf u. s. w. passirt.

Bei der Villa zu Friesdorf lag einen Büchschenschuss entfernt, dem Klosterhof gegenüber, ehemals eine römische Aedicula, die später in eine christliche verwandelt wurde, deren Altar ein bekannter römischer Inschriftstein von Kaiser Gordian III. war (Lersch, Centralmuseum II, Nr. 57). Oberhalb der Villa im Walde des Alaunwerks liegen römische Gräber. Alles dieses sind Gründe, dem gefundenen Gebäude, auch abgesehen von seiner architektonischen Wichtigkeit, eine sociale Bedeutung beizumessen.“

6. Alte Baureste bei dem Rathhaus von Köln. Ein am 22. November 1875 von Herrn Oberst von Cohausen erstattetes Gutachten, welches nach freundlicher Bewilligung des Verfassers auf Antrag des Vorstandes des Vereins von Alterthumsfreunden hier abgedruckt wird, lautet:

Im November 1875 wurden beim Tieferlegen des Rathhausplatzes verschiedene alte Mauern und Gewölbe aufgedeckt und letztere ausgeräumt. In den beigedruckten Grundrissen I und II sind dieselben im Zusammenhang

mit den schon früher in den Fundamenten und Kellern des Rathhauses entdeckten und grossentheils noch sichtbar erhaltenen Mauern dargestellt.



Wir sehen in

A A, die römische Stadtmauer, deren Dicke nicht an Ort und Stelle gemessen, sondern nach Massgabe der auf der Nordseite des Domes (Bonner Jahrbücher LIII. LIV. p. 203) vorhandenen zu 2,66 m eingetragen ist. Am Mauritius-Steinweg, wo sie keinen Erddruck auszuhalten hatte, war sie schwächer — nur 2,38 m dick; — es ist daher möglich, dass sie längs des Rheines wohl auch stärker als 2,66 m gewesen sein kann. Sie zeigt hier wie dort rechtwinklig zugerichtete Stirnsteine von 15 bis 20 cm Länge und etwa 9 cm Dicke in wagrechten, gleich dick fortlaufenden Zeilen.

B, B. Eine zweite, mit der Stadtmauer nicht parallel streichende Mauer aus nicht sehr sorgfältig, doch rechtwinklig zugerichteten Trasssteinen von etwa 17 à 20 cm, über welchen sich in dem Pfeiler a zwei Schichten quadratischer, 37 cm à 5 cm messender Ziegel zeigen. Sie ist von Ennen (B. J. XLI. 64) beschrieben und dargestellt und wir glauben nicht zu irren, wenn wir nach dem zwar kleinen, aber genauen Holzschnitt annehmen, dass ein bei unserer Anwesenheit durch einen Kohlenvorrath verdeckter Bogen in zwei Kränzen gewölbt war, welche aus Trasskeilsteinen und Ziegeln bestehen, und jeder mit einer Ziegelplattschichte gedeckt war. Wir haben diese sehr charakteristische z. B. an den römischen Bädern in Trier vorkommende Form auf Plan II nochmals dargestellt. Dicht vor diesem Bogen, also östlich von demselben, bei x (oder was dasselbe ist, vor dem 3. Fenster des Rathhauses südlich vom Rathhausthurm), wurde uns die Stelle angewiesen, von der B. J. XL. p. 60 gesagt wird, dass man

in einer Tiefe von 42 Fuss (unter dem Rathhausplatz) noch nicht unter die Fundamente der Stadtmauer gelangt sei. Allein es scheint hier irgend ein Irrthum untergelaufen zu sein, denn da „der Altmarkt einige Schuhe unter der Erde voll Schottergrund ist“, und besagte Stelle im Keller schon an 4 Fuss tiefer als der Altmarkt liegt, so dürfte das Fundament der Stadtmauer A, A und auch der Mauer B, B kaum 7 Fuss tiefer als die Kellersohle oder 11 Fuss tiefer als der Altmarkt, das sind immer erst 24 bis 25 nicht 42 Fuss unter dem Rathhausplatze sein.

Die Mauer B, B ist in Lisenen getheilt, wie solche zwischen der Porta Cinciana und Salara an den Mauern von Rom vorkommen. Wir befinden uns offenbar auf der Aussenseite der Mauer. Ein Theil der Mauerfläche ist mit röthlichem Cement-Mörtel glatt verputzt und wieder mit neuerem Mauerwerk theilweise verdeckt; dennoch halten wir die Cementirung selbst für neu. Die Römer würden die Ecken nicht scharfkantig abgefasst, sondern gerundet haben.

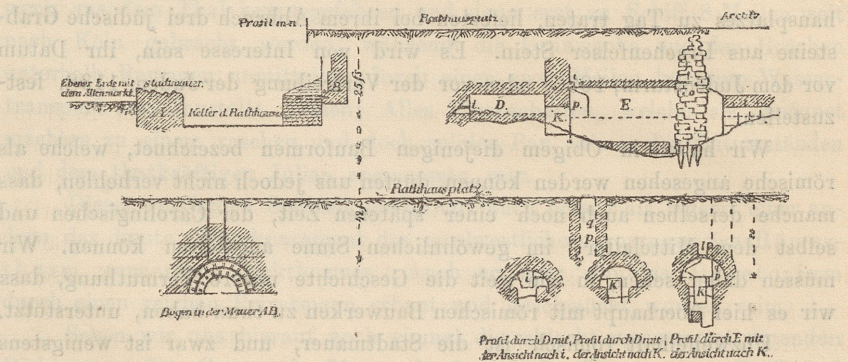
C, C. Eine dritte Substruction ist im Rathhauskeller, weiter südlich zu sehen; sie läuft dem Anscheine nach parallel mit der Mauer B, B in einem Abstand, von Aussenkante zu Aussenkante gemessen, von 8 m. Sichtbar sind zwei Pfeiler aus Trassquadern, zwischen welchen zwei Bogen nicht ganz einen Halbkreis betragend und ein Bogenansatz von demselben Material eingewölbt sind. Ihre Tiefe, oder die von ihnen getragene Mauerstärke beträgt 1,15 bis 1,20; sie haben auf ihrer Ost- wie auf ihrer Westseite eine glatt behauene Stirnfläche. Wir folgen der genauen, von Ennen (B. J. XLI. p. 63) gegebenen Zeichnung und bestätigen, dass die ersten Gewölbsteine nicht radiale, sondern flacher liegende Fugen haben, wie dies im Mittelalter zur Verkürzung der Lehrbogen beliebt war, und dass der Extrados der Wölbung keine concentrische, überhaupt keine Kreislinie bildet. Man könnte darin ein Kriterium für die nachrömische Zeit erkennen wollen; allein mit der Classicität der Römer am Rhein ist es, zumal in der späteren Zeit, überhaupt schlecht bestellt und in Rom selbst zeigt die Porta Tiburtina (jetzt St. Lorenzo) Gewölbsteine von den verschiedensten Längen, an welche die Mauerquadern schräg und rechtwinklig, wie es eben passt, anstossen.

Wie weit diese Bogenstellung sich südwärts fortsetzt und wie tief die Pfeiler in den Grund reichen, wissen wir nicht. Die Bogenschilder sind zum Theil mit altem, wie wir glauben, gleichzeitigem Trassmauerwerk ausgefüllt. Augenscheinlich stiess diese Bogenstellung an die Mauer an, welche man im Jahre 1570 bei der Fundamentirung des Rathhausportals fand.

Auch bei der jetzigen Tieferlegung des Rathhausplatzes stiess man auf die Uebermauerung der Bogen c, und da man auch bei d einen ähnlichen Bogen aus Trassquadern fand, so glaubte man (wie auf Plan I unter

der Klappe geschehen c und d mit einander verbinden zu können und nahm an, dass auch die Mauern e, f und g, h gegen diese Mauer c, d anstiessen. Uns scheint es jedoch nicht wahrscheinlich, dass zwei gleichzeitige (oder gleich construirte) Mauern sich so spitzwinkelig kreuzten, und würden wir eher eine zweite mit der ersteren parallele Bogenstellung vermuthen, welche von der bis zum Pfeiler C laufenden Mauer g, h nahezu rechtwinklig gekreuzt würde. Doch lassen sich diese Verhältnisse jetzt unter dem neuen Pflaster nicht wohl mehr entscheiden.

D, E, F. Die unterirdischen Räume sind im Plane I im Grundriss und im Plane II in Längen- und Querprofilen dargestellt. Ihre Höhelage gegen den Altmarkt und den Rathhausplatz ist nicht durch ein genaues Nivellement, sondern nur annäherungsweise durch Absenkeln bestimmt.



II.

Man sieht, dass die Trasssteine beider Gewölbe auf den Schalbrettern in ein Mörtelbett gesetzt waren, welches über E reicher an weissen Kiesel als über D war. Beide Gewölbe haben das Eigenthümliche, dass sie viel weiter spannen als die lichte Weite ihrer Widerlager, ein bei den Römern beliebtes Verfahren. Die Schildmauer, gegen welche das Gewölbe D ostwärts stumpf anstösst, zeigt einen sauberen Verband von Trasssteinen mit einer Ziegelschichte (Ziegel 37 à 37 cm à 5 cm) und es wiederholt sich diese auch an der Pforte k. Diese ist aus schweren Trassquadern erbaut (der Thürsturz misst 150 à 60 à 70 cm). Eine Thürfalze ist nicht vorhanden, und ein vereinzelter Kloben auf der linken Thürseite erscheint, wie der Stein, in dem er sitzt, nur als ein spätes Flickwerk, vielleicht aus der Zeit, als die Juden hier wohnten und die Keller benutzten.

Am andern Ende des Gewölbes E findet sich eine ähnliche aus schweren Trassquadern construirte Pforte oder ein Gang F, dessen Decke auf eine Länge von 4 oder 5 Quadern zu sehen und welcher sich unter dem Archivgebäude nach der im Bau begriffenen Bibliothek hinzuziehen scheint.

Die Fundamente des Archivs, auf einer verfaulten Pilotage stehend, durchsetzen bei O das Gewölbe E. In dessen Scheitel ist nahe vor der Thüre k eine Trassplatte mit einer ovalen Oeffnung eingesetzt und diente vielleicht als Abtrittschlott, da die Gewölbe auch eine Zeit diesem Zweck gedient haben mögen. In dem Raume E liegen, regelmässig an einander gestossen, eine, vielleicht mehrere Schichten von Trassquadern (50 à 75 cm stark, 1—1,20 und 1 m lang), der eine mit Bosse. Ueber ihre Bedeutung lässt sich hier Nichts sagen.

Zu den Gewölben führt ein absteigender Gang (oder eine Treppe) p, q, welcher überwölbt war. Er scheint eine gleichzeitige Anlage; da seine rechte Seitenwand in Verlängerung des linken Gewölbewiderlagers fortläuft und er auf dessen Höhe mündet.

Mauern, welche auf der Oberfläche des nördlichen Theiles des Rathhausplatzes zu Tag traten, lieferten bei ihrem Abbruch drei jüdische Grabsteine aus Drachenfelder Stein. Es wird von Interesse sein, ihr Datum vor dem Judensturm, 1096, oder vor der Vertreibung der Juden, 1138, festzustellen.

Wir haben in Obigem diejenigen Bauformen bezeichnet, welche als römische angesehen werden können, dürfen uns jedoch nicht verhehlen, dass manche derselben auch noch einer späteren Zeit, der Carolingischen und selbst dem Mittelalter, im gewöhnlichen Sinne angehören können. Wir müssen daher sehen, in wie weit die Geschichte unsere Vermuthung, dass wir es hier überhaupt mit römischen Bauwerken zu thun haben, unterstützt.

Unzweifelhaft römisch ist die Stadtmauer, und zwar ist wenigstens der Umzug auf der West-, Nord- und Rheinseite aus einem Guss, nirgends sind ausser den mittelalterlichen Flickereien zwei oder mehrere Bauperioden an derselben nachgewiesen worden. Da nun Köln im Jahre 355 von den Franken gründlich zerstört worden ist, so wird, wenn die Stadt befestigt war, diese Befestigung der Zerstörung am wenigsten entgangen sein, und wir werden in der vorhandenen Stadtmauer diejenige erkennen müssen, welche Julian, gleich nachdem er sich mit den Franken abgefunden hatte, erbaut hat. Köln stellt von da an und innerhalb dieser Umschliessung nicht mehr eine allmählig angewachsene, durch den Rhein und den transrhenanischen Limes, so wie durch das Ansehen der Römer hinlänglich geschützte Colonialstadt, sondern eine aus dem vollen Fleisch der Einwohner herausgeschnittene regelrechte Festung dar. Es soll damit nicht behauptet werden, dass die Stadt nicht auch früher befestigt war, allein diese Befestigung war so wie Bebauung und Gelände es bequem gestatteten und so wie wir die gallischen Städte in vor- und zurücktretenden Enceinten befestigt finden, indem sie öffentliche Gebäude (in Rom das Amphitheatrum Castrense) mit in die Wehrlinie zogen, angelegt. Die römische Mauer von Köln aber ist rechtwinklig, geradlinig, von gleichen Abmessungen mit

Thürmen von gleicher Form und von gleichem gegenseitigen Abstand, nach einem System und Alles aus einem Baumaterial ausgeführt. Während der weiche, zu bürgerlichen Bauten bis dahin allgemein angewandte Trassstein sich zu Befestigungsbauten schlecht eignete, war die für die Stadtmauer gewählte Grauwacke wegen ihrer Härte weit besser im Stand, dem Stoss des Mauerbocks und der Schrotarbeit des Minirers zu widerstehen; während der Trass aus dem Brohlthal sich zwar wegen seiner Weichheit leicht bearbeiten lässt, dieser Bearbeitung aber auch durchaus bedarf, um ihn zu rechtwinkligen Quadern und Stirnsteinen zuzurichten, da die Felsart keine Schichtung und Absonderung hat, lassen sich aus der Grauwacke, wegen ihrer natürlichen Schichtung und rechtwinkligen Absonderung, mit sehr geringer Arbeit solche Stirnsteine zurichten, wie sie unsere Mauer aufweist. Zudem mussten die Trasssteine mittelst Fuhrwerk aus dem Thal herausgefahren und dann erst zu Schiff 8 Meilen weit nach Köln gebracht werden, während die Grauwacke aus den Brüchen unterhalb Remagen unmittelbar durch einen zwei Meilen kürzeren Wassertransport zur Baustelle kamen; Alles Eigenschaften, welche sie geeignet machten zu einem raschen und doch soliden Bau, wie er den Zeitumständen und dem thatkräftigen Julian angemessen war.

Dieser römischen Spätzeit entspricht auch besser als irgend einer andern das bunte Mosaikparament des nordwestlichen, vorzugsweise Römerthurm genannten, Eckthurmes. Auch er mag wie das Praetorium durch einen reichen Privatmann erbaut und geschmückt worden sein.

Sehen wir uns hierauf noch einmal die schlecht zusammenstimmenden Richtungen der Grauwacke-Mauer A, A und der Trassmauern B, B und C, C in den Rathhaus-Kellern an, so ergiebt sich: Die Trassmauer B, B ist eine alte, irgend einem grossen öffentlichen Gebäude angehörige Aussenmauer, welche zugleich die Stadt gegen den Rhein abschloss, indem sie dem Gelände folgend in die Einbuchtung zwischen dem Dom- und dem Rathhaushügel zurücktrat und in der anderen Richtung auf das alte Brückenthor hinzog. Um diese Gebäude kümmerte sich Julian ebenso wenig als um die kleinen Terrain-Vortheile, als er seine Befestigungslinie, rücksichtslos, wie wir sie sehen, zog.

Ob diese Trassmauern nun Ueberreste eines Praetoriums sind, wer wollte ihnen, deren Gesamtgrundriss wir nicht kennen, das ansehen! Jedoch sprechen zwei Gründe dafür: Erstlich der von Ennen (l. c. 62) erwähnte Inschriftstein, nach welchem ein T. Aequitius Catulus das zerfallene Praetorium von Neuem hat aufbauen lassen. Ob auf den alten Fundamenten? ob zur Zeit, als die Stadtmauer erbaut wurde? So viel wir wissen, ist es noch nicht gelungen, die Inschrift zu datiren. Es ist nicht wahrscheinlich, dass der Stein weit verbracht, sondern nahe der Stelle, wo man ihn fand, stand und sich auf diese bezog.



Zweitens ist die Lage der Baureste bei dem Rathhaus in der That eine solche, wie sie sich nach den von den Römern befolgten Grundsätzen vollkommen für ein Praetorium eignet. Nämlich den feindlichen Angriffen am meisten entzogen, liegt es in Castellen, die von allen Seiten angegriffen werden können, in der Mitte des Areals; in Castellen, deren eine Seite, wie hier die Rheinseite, nicht angegriffen werden kann, in der Mitte dieser Seite, was hier zwischen den Eckthürmen am Dom und bei Maria im Capitol ziemlich zutreffen wird.

Funde, die hier beim Aufräumen gemacht wurden, sind kleine Ziegel, wie sie für die Pfeilerchen, viereckige Heizröhren, wie sie für die Wände der Hypokausten verwendet wurden, Mosaikreste und bemalter Wandverputz beweisen überhaupt nur an dieser Stelle gestandene Römerbauten. Andere Fundstücke deuten auf das mehr oder weniger späte Mittelalter hin. Sollten die beim Rathhaus ansässigen Juden hier grössere Bauten ausgeführt haben, so schlossen diese, wie die Judenbäder von Speyer, Friedberg und auch von Andernach beweisen, Grossartigkeit und Luxus nicht aus, allein sie würden eher im südlichen Theil des Rathhaus-Platzes und für Synagogen und Bäder mehr in centralen Formen als in den langgestreckten Mauern, die wir beschrieben haben, zu finden sein.

Fundstücke aus Stein und Bronze, aus Thon und Glas, welche man in reichen Museen aufstellen, und mit welchen man vor Einheimischen und Fremden glänzen kann, haben gewiss ein grosses und allgemeines Interesse; zur Ergründung der Vorgeschichte einer Stadt, zur Klarlegung ihrer Topographie gewähren Auffindungen von wenigen unscheinbaren Bauresten, sowie Aufzeichnungen über ihre Lage, Umgebung, Richtung, über ihr Material und ihre Werkweise, Anhalte von ungeahntem, weiter greifenden Belang! Dieser verlassenen Kinder nehmen sich die reichen für Schönheit und Seltenheit schwärmenden Sammler nicht an; um so mehr scheint es für die Väter der Stadt eine vorgezeichnete und würdige Aufgabe, für sie zu sorgen, sie zu sammeln und von Zeit zu Zeit zusammenstellen zu lassen, um so die Geschichte und die Umgestaltung der Stadt, an der sie ihre Spanne Zeit fleissig mitarbeiten, der Mit- und Nachwelt vor die Augen zu halten.

In diesem Sinne habe ich den an mich ergangenen Ruf mit Freuden begrüsst, und habe ihm, so weit es an mir liegt, zu entsprechen gesucht. Wiesbaden, den 22. November 1875. von Cohausen.

7. Der gusseiserne Hohlring aus der Byciskala-Höhle in Mähren. Der untenstehend nach einer Photographie in natürlicher Grösse abgebildete Hohlring aus Gusseisen gehört wohl zu den merkwürdigsten prähistorischen Funden, welche jemals gemacht worden sind. Derselbe wurde von Dr. med. Heinrich Wankel im October 1872 zugleich mit vielen

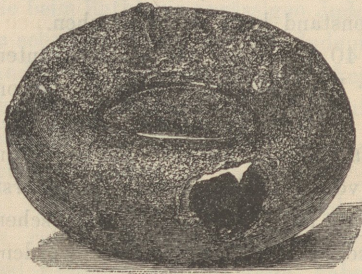
anderen der Hallstatter Periode angehörigen, prähistorischen Gegenständen in der sogenannten Vorhalle der Byciskala-Höhle, welche er auf Kosten des Fürsten Johann von Liechtenstein durch Abgraben in horizontalen Schichten genau untersuchte, aufgefunden. Und zwar wurde der Ring, nach einer brieflichen Mittheilung desselben, d. d. Olmütz, 5. November 1885, von ihm persönlich aus der unberührten, nie vorher durchwühlten Erdschicht gehoben. Derselbe Ring war dann im August 1880 in der von der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Berlin veranstalteten Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde zur Ansicht ausgestellt, nachdem er im Jahre 1879 zu einer Polemik zwischen Dr. L. Beck in Biebrich, welcher die Deutung des Fundes anzweifelte, und dem Finder desselben geführt hatte<sup>1)</sup>. Auf meinen Wunsch übersandte mir Dr. Wankel im September v. J. den Ring zur Untersuchung und Begutachtung unter gleichzeitiger Angabe der näheren Umstände des Fundes, und in den nachfolgenden Zeilen erlaube ich mir den Gegenstand kurz zu besprechen.

Die Byciskala-Höhle liegt in dem 40 m hohen und waldgekrönten Felsen aus devonischem Kalkstein, welcher Byciskala (d. i. Stierfelsen, von byk Stier und skala Felsen) heisst und in dem Josefsthale, einem tief eingeschnittenen Seitenthale der Zittawa, in Mähren, ansteht. Sie ist schon seit langer Zeit als Naturmerkwürdigkeit von Touristen besucht, aber erst von Dr. Wankel, welcher damals Hüttenarzt auf dem fürstlich Salm'schen Eisenhüttenwerke zu Blansko war, wissenschaftlich untersucht worden. Namentlich die Vorhalle der Höhle lieferte, oberhalb einer mächtigen Schicht von Höhlenlehm, eine sehr reiche Ausbeute an prähistorischen Gegenständen aus Bronze, Eisen, Gold, Glas, Bernstein u. s. w., welche in dem vortrefflichen Buche von Dr. Wankel<sup>2)</sup> „Bilder aus der Mährischen Schweiz“ ausführlich beschrieben und abgebildet sind, deren Aufzählung jedoch hier zu weit führen würde. Die Gegenstände gehörten nach dem Befunde ohne Zweifel zu einem grossen, in der Höhle selbst stattgehabten Leichenbrande und es fanden sich an der Brandstätte, in einer bis  $\frac{1}{2}$  m mächtigen Brandschicht, ausser ihnen die Knochen von verbrannten Thieren und Menschen nebst Kohlen und verkohltem Getreide, sowie in der Nähe die Skelette von fünf Männern und fünfunddreissig meist jugendlichen Frauen, z. Th. mit abgeschlagenen Köpfen und Händen vor. Aus dem Reichthume des Fundes, namentlich an Gold und Frauenschmuck, wird geschlossen, dass es sich hier um die Feuerbestattung eines Häuptlings handele, dem seine zahlreichen Frauen und seine Diener in den Tod folgen mussten. Die Leichen-

1) Vergl. Archiv für Anthropologie, 1879, Bd. 12, S. 271 und ebenda S. 419.

2) Dr. Heinrich Wankel, Bilder aus der Mährischen Schweiz und ihrer Vergangenheit. Wien 1882, Adolf Holzhausen. S. 369 ff.

brandstätte war dann  $1\frac{1}{2}$  m hoch mit grossen, auf einander gehäuften Kalksteinblöcken und obenauf mit Schotter und Sand bedeckt worden. Hierdurch blieben die Gegenstände, welche sie einschloss, viele Jahrhunderte in ihrer ursprünglichen Lage und vor jeder Berührung mit den später lebenden Geschlechtern bewahrt. Sie tragen sämtlich ganz unverkennbar den Typus der durch von Sacken so sorgfältig erforschten Hallstatt-Periode. In der 50 m langen, 20 m breiten und 12 bis 16 m hohen Vorhalle befand sich, etwa 8 m südlich von der Brandstätte<sup>1)</sup>, eine prähistorische Schmiedestätte für Eisen- und Bronzearbeiten, mit zahlreichen Handwerksgeräthen und Fabrikaten von derselben, die in ganz gleicher Weise wie die Brandstätte selbst zugedeckt war, und nach der Leichencereemonie nicht wieder benutzt worden sein kann; die Schmiedestätte war also schon vor dem Leichenbrande vorhanden gewesen.



An dem östlichen Ende dieser über 20 Quadratmeter grossen Schmiedestätte fand Dr. Wankel selbst in ungefähr  $\frac{1}{2}$  m Tiefe unter einem grossen Kalksteinblocke und unter einer Schicht von verkohltem Getreide, unmittelbar auf dem Höhlenlehm aufliegend, den in Rede stehenden gusseisernen Ring, welcher hier abgebildet ist. Es ist somit nicht daran zu zweifeln, dass der Ring schon vorhanden war, als die Feuerbestattung stattfand, dass er also wie die anderen von ihr herrührenden Gegenstände der Zeit der Periode von Hallstatt angehören muss.

Der Ring hat 43 Millimeter äusseren und 20 Millimeter inneren Durchmesser, ist also 23 Millimeter dick. Er ist hohl und hat etwa 2 Millimeter Wandstärke, welche aber nicht gleichmässig dick ist. Er wiegt 22 gr und sein specifisches Gewicht ist = 6,98. Er besteht aus einem sehr feinkörnigen grauen Gusseisen, in welchem der Chemiker Dr. Edmund König in Wien, nach Dr. Wankel's Mittheilung, qualitativ einen beträchtlichen Phosphorgehalt nachgewiesen hat. Dieses erklärt die Sprödigkeit des Metalles, daher der Ring, wahrscheinlich durch Anschlagen mit der Spitzhacke, bei dem Ausgraben in seiner äusseren Wand zwei unregelmässige Löcher erhielt, die auf der Abbildung vorn und hinten sichtbar werden. Die Wand zeigt ferner rechts von dem vorderen Loche sehr deutlich die Gussnaht und ganz links von ihm eine helle, eben geschliffene ovale Stelle von 8 Millimeter grösstem und 6 Millimeter kleinstem Durchmesser, an

1) Vergl. die Zeichnung der Vorhalle in Grundriss und Durchschnitt auf S. 383 des angeführten Buches.

welcher der Einguss gesessen hat. Der Ring ist also in einer zweitheiligen Gussform aufrecht stehend gegossen worden. An seiner inneren Peripherie ist er offen und zeigt einen in der Abbildung sehr deutlich hervortretenden ringförmigen Schlitz von etwa 3 Millimeter Weite. Wie bei ähnlichen, bei Hallstatt und an anderen Orten gefundenen, hohl gegossenen Bronzeringen diente der Schlitz dazu, den ringförmigen Sand- oder Lehmkern im Inneren der Gussform dadurch schwebend zu erhalten, ehe das flüssige Metall hineingegossen wurde, dass der Kern, wie der Radkranz von einem Scheibenrade, auf einer 3 Millimeter dicken Scheibe von Stein oder Lehm sass, welche bei dem Gusse die Dicke des ringförmigen Schlitzes ausfüllte. Im Uebrigen musste die Scheibe in der Mitte so hohe, der Nabe eines Rades entsprechende, Erhöhungen haben, dass diese auf beiden Seiten an die innere Wand der Gussform anstiessen und so den Gusskern in seiner richtigen Lage erhielten, ehe das Gusseisen eingeflossen war.

So zeigt uns dieser gusseiserne Hohlring einen überraschend hohen Entwicklungsgrad der Gusstechnik schon in der Hallstatt-Periode, also vor mehr als 2000 Jahren. Dass der Ring sehr lange Zeit mit Gegenständen von Bronze oder Kupfer in feuchtem Boden gelegen haben muss, zeigen die ihn bedeckende höckerige Schicht von Eisenoxydhydrat, sowie Spuren von ihm anhaftenden Kupfergrün auf der linken Seite der oberen und auf der unteren Seite der hinteren Aussenwand, dicht unter dem hinteren Loche. Wenn ich eine Vermuthung aussprechen soll, welchem Volke wohl der geschickte Giessmeister angehörte, der den Ring angefertigt hat, so möchte ich mich für einen der keltischen Volksstämme, der Bojer, Cotiner oder Skordisker entscheiden, welche vor der germanischen und der späteren slavischen Einwanderung, nach den Zeugnissen der Classiker, in diesen Gegenden ihre Wohnsitze hatten.

Bonn.

Dr. A. d. Gurlt.

8. Ein römisches Siegesdenkmal, dessen Bruchstücke vor mehreren Jahren bei dem lothringischen Dorfe Merten aufgefunden worden sind, wird nach der „Kunstchronik“ gegenwärtig im städtischen Museum zu Metz wieder hergestellt. Dasselbe hatte ursprünglich eine Höhe von 10m und besass folgende Gestalt: Auf einfach gehaltenem Unterbau erhebt sich ein viereckiger Sockel mit vier Nischen, in denen beinahe lebensgrosse Figuren von Göttern und Halbgöttern angebracht sind; es sind dies Apollo, Juno, Minerva und Herkules. Ueber der Deckplatte des Sockels erhebt sich ein achteckiges Postament mit sieben Statuetten in halber Lebensgrösse, welche wahrscheinlich die sieben Wochentage darzustellen bestimmt waren, aber nur in geringen Fragmenten erhalten sind. Aus der Abschlussplatte entwickelt sich sodann eine beträchtlich verjüngte Säule mit reich gehaltenem Capital; an letzterm bemerkt man vier Köpfe, welche die vier Jahreszeiten

darstellen sollen. Gekrönt wird das Denkmal durch die Statue eines römischen Reiters, der mit der geschwungenen Lanze nach einem unter den Hufen seines Pferdes liegenden Feinde stösst, dessen Unterkörper in einen Schlangeneib übergeht. Eine Inschrift, welche über die Bedeutung des Denkmals Auskunft geben könnte, fehlt; doch kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass dasselbe zur Erinnerung an den Sieg der Römer über einen einheimischen Volksstamm errichtet worden ist und, wie sich aus dem Charakter der Architekturtheile ergibt, dem Ende des zweiten Jahrhunderts angehört. (Kölnische Zeitung vom 22. Febr. 1886, II. Bl.)

9. Neuss. Reliefbandschmuck-Amphoren der Stiftskirche St. Quirin zu Neuss. Ein Jahr später als die von Herrn Rector Aldenkirchen (H. LXXIV dieser Jahrbücher S. 81—89) beschriebene Reliefbandschmuck-Amphora, welche (a. a. O.) Taf. V, Fig. 2 abgebildet ist, gefunden wurde, stiess man einige Schritte seitwärts der älteren Fundstelle auf eine zweite Amphora. Auch diese war zerbrochen. Als sie wieder zusammengeflickt war, da zeigte es sich, dass dieser neue Fund mit dem alten völlig übereinstimmte, nur etwas kleiner und etwas anders verziert ist. Beide Gefässe sind in der Neusser Local-Alterthümersammlung aufgestellt worden. Wurden diese Funde rechts vom Haupteingange zur Krypta gemacht, so hob ich links von demselben, in nächster Nähe des kleinen Einganges, die grössere Scherbe eines solchen mit Reliefbändern geschmückten eiförmigen Gefässes von gelblichem festgebranntem Thone auf.

Als die erste Amphora zum Vorschein kam, frug Aldenkirchen bei den rheinischen Museumsdirektoren an, in welche Zeit wohl diese Gefässe zu setzen seien. Eine bestimmte Auskunft hat er jedoch nicht erhalten.

Professor aus'm Weerth betrachtete sie entschieden als spät-römisch. Aldenkirchen begnügte sich damit, sie für älter zu halten, als das dem Jahre 825 angehörende Plattenmosaik, welches das zuerst gefundene Gefäss deckte. Ich habe den in den Neusser Reliefbandschmuck-Amphoren uns begegnenden Gefässstil bereits ca. fünf Jahre vor Auffindung der Neusser Amphoren beobachtet und für frühkarolingisch erklärt (vgl. u. A. Jahrbücher Heft LXII, S. 170). Die Neusser Gefässe betrachtete ich als gleichalterlich mit dem Plattenmosaik, unter dem das zuerst gefundene ruhte. Da Prof. aus'm Weerth (Heft LXXVI, Anm. 1) dieser Ansicht widersprochen hat, so werde ich demnächst dieselbe auf das Neue zu begründen suchen.

Constantin Koenen.

10. Neuss. Reliquien des Grafen Eberhard von Cleve und dessen Gemahlin Bertha in der Stiftskirche St. Quirin zu Neuss. Bei der Tieferlegung des Fussbodens vor dem Hauptaltare der Krypta St. Quirin zu Neuss kam ein umfangreicher Steinsarg zum Vorschein. In

seinem Innern barg derselbe durcheinander geschobene Menschenknochen. Bedeutungsvoll wird daher eine nicht veröffentlichte Aufzeichnung, welche ich im Besitze der Frau Wittwe Schramm in Neuss fand. Dieselbe ist von einem gewissen „Jos. Remmets, geb. 1737 d. 19. Mai,“ gemacht worden. Er war „Gemahl der Heussgeus“ und ist „von der Frau Abtissinnen mitt der stifts und pfarr Orgel behendet worden“. Des „Hr. Frings sein erste Mess“, ist seine erste gewesen, „so er als Organist darauf geschlagen, den 3. May 1770.“

„1771 in octava Corporis Christi den 5. Juny“, so sagt Remmets, „habe ich mit eigenen Händen die Reliquien Eberhardi Herzogens von Cleve und Berta seiner Ehegemahlinnen hiesigen Stiftes Fundatoren bey Kirchen Reparation helfen erheben. Selbiger ist gestorben 880 und ist vom hohen Chor in die Kluft (Krypta!) vor dessen hohen altar beigesetzt worden.“

Der vor dem Hauptaltare der Krypta zu Neuss gefundene Steinsarg ist also unzweifelhaft derjenige, welcher zur Zeit des Organisten Remmets als Reliquie der beiden Stifter des 825 angelegten Neusser Münsters betrachtet wurde. Es wäre deshalb wünschenswerth, wenn man gelegentlich den Steinsarg, welcher von Herrn Regierungsbaumeister Jul. Busch an der Stelle seiner Auffindung tiefer gesenkt wurde, sowohl seiner Form als auch seinem Inhalte nach einer wissenschaftlichen Prüfung zugänglich machen würde.

Bei einer weiteren Erörterung über den hier angeregten Gegenstand wäre Folgendes zu beachten: Zunächst, dass das Stiftsarchiv — d. h. Reste desselben, da, wie La comblet angegeben hat, das eigentliche Stiftsarchiv spurlos verschwunden ist — weit ältere Aufzeichnungen als die unseres Organisten Remmets enthält, die von angesehenen Canonikern herrühren; diese stellen das Streben der Aebtissin und der Canonissen, auf dem Chor die Grabstätte des Stifters der Kirche nachzuweisen und durch eine Gedenktafel zu markiren, als durchaus unhaltbar und geradezu als eiteles Beginnen dar. Jene Gedenktafel ist denn auch bald wieder entfernt worden, und man hielt im Allgemeinen vor wie nach Remmets an der Tradition fest, das Grab liege unter dem Hauptthurme (Neuss-Grevenbroicher Zeitung, J. 1885, Nr. 177).

Dann ist das hohe Chor, auf welchem die Gebeine der im 9. Jahrhundert beigesetzten Stifter gesucht wurden, wie bereits Aldenkirchen (Jahrbuch LXXIV, S. 81—84) nachgewiesen hat, erst im 11. Jahrhundert entstanden, indem man die frühkarolingische Kirche nach Osten hin erweiterte und durch Anlage der Krypta (in erhöhter Lage) das Chor errichtete. Wenn nun aber auch keinesfalls das Grab der Kirchenstifter vom Tage der Anlage an sich auf dem hohen Chore befunden, so wäre es doch nicht unmöglich, dass dasselbe später hier seine Stelle gehabt haben kann. Ursprünglich mag das Grab mit seiner Reliquie, wie die Tradition

berichtet, wirklich unter dem Hauptthurme gelegen haben. Als dann aber im 11. Jahrh. die Kirche eine andere Gestalt erhielt, könnte man die Reliquie des Grabes auf das hohe Chor gebracht haben. Vielleicht fand eine solche Translocation im 13. Jahrhundert statt, als die frühkarolingische Kirche zerstört worden war, und man die jetzt bestehende Kirche errichtete. Dann mochte als das eigentliche „Grab“ der Tradition nach die Stelle betrachtet worden sein, von der unser Steinsarg bereits schon längst weggeschafft worden war. — Eine solche Translocation würde auch jenen Streit wegen der Frage, ob das Grab unter dem Hauptthurme oder auf dem Chor, unter dem Stubbenthurm zu suchen sei, leichter erklärlich machen.

Für eine solche Translocation könnten vielleicht auch noch zwei andere Umstände sprechen. Zunächst nämlich, dass man bei den Grundarbeiten im Bereiche der frühkarolingischen Kirche, und zwar speciell auch da, wo nach der ältesten Tradition die Reliquien Eberhards und seiner Gemahlin Bertha beigesetzt sein sollten, keine Spur von einem hervorragenden Grabe gefunden hat. Dann spricht dafür der Umstand, dass jener Steinsarg die vorzüglichste Grab-Reliquie bildet, welche bis jetzt in der Stiftskirche St. Quirin angetroffen wurde.

Haben wir es hier wirklich auch mit den in der älteren Tradition genannten Reliquien des Stifters der frühkarolingischen Neusser Münsterkirche zu thun, dann dürfte freilich noch eine weitere Frage in Anbetracht kommen, nämlich die, ob wir hier thatsächlich das Grab eines „Grafen Eberhard von Cleve und seiner Gemahlin Bertha“ gefunden haben. Bis jetzt ist der Nachweis noch nicht erbracht worden, dass überhaupt ein Graf Eberhard von Cleve und eine Gräfin Bertha existirt haben. Nach neueren genealogischen Forschungen sind vielmehr beide nur mythische Personen. Auch hat schon Lacomblet nachgewiesen, dass die beiden Schriftstücke, welche einen Grafen von Cleve als Stifter der Quirinkirche nennen, Machwerke einer späteren Zeit sind. Dann gewinnt die Vermuthung Lacomblets, statt „Cleve“ sei „Kessel“ zu lesen, aus mehreren unzweifelhaft ächten Documenten die grösste Wahrscheinlichkeit („N. Gr. Z.“ a. a. O.)

Bei der vorgeschlagenen wissenschaftlichen Prüfung des Inhaltes jenes Steinsarges würde zu berücksichtigen sein, dass zu den ursprünglich in demselben vorgefundenen Knochen durch Herrn Baumeister Busch, den Restaurator des Münsters, ausser anderen bei den Grundarbeiten in der Krypta vorgefundenen Gebeinresten diejenigen der Aebtissin Louise von Loe gelegt wurden, welche sich in dem Haupteingange zur Krypta beigesetzt fanden. Constantin Koenen.

11. Neuss. Sinterplatten der Neusser Stiftskirche St. Quirin. Bei den Grundarbeiten in der Stiftskirche St. Quirin kamen eine

Anzahl Fussbodenplatten zum Vorschein, welche aus jener Sinterbildung hergestellt worden sind, die bekanntlich im Eifeler Römerkanal eine Dicke von 0,30 m bei einer Breite von 0,74 m erreicht (vgl. von Veith, Jahrb. Heft LXXX, S. 1—22). Von den beiden grössten der Neusser Sinterplatten hat die eine 0,62, die andere 0,65 m im Quadrat; beider Platten-Dicke beträgt 0,10 m.

Die allbekannten beiden grossen, schön polirten Sintersäulen der Krypta des Neusser Münsters galten wegen der einem Holzdurchschnitte ähnlichen wellenförmigen Bewegung ihrer Structur-Linien hierorts lange Zeit für „versteinertes Holz“.

Wenn man die Mittheilung des Gelenius beachtet, nach welcher Karl der Grosse zur Ausschmückung seiner Kirchenbauten den sich mit Marmor recht wohl vergleichen lassenden Kalkniederschlag des Römerkanals im pagus Kreil bei Köln vertragsmässig ausbrechen liess, dann liegt in Anbetracht des Neusser Fundes die Wahrscheinlichkeit vor, dass auch noch in der Zeit nach Karl dem Grossen, unter Ludwig dem Frommen, also in der Entstehungszeit unserer älteren Stiftskirche St. Quirin, der Eifeler Römerkanal als Steinbruch Verwendung gefunden hat.

Constantin Koenen.

12. Ein Rest der Stadtmauer von Neuss. Derselbe befindet sich in der Promenade am Zollthore und besteht aus einer schmalen Mauer, an deren Stadtseite zwei starke viereckige, halbkreisförmig überwölbte Pfeiler angebracht sind, während an ihrer Aussenseite sich ein mächtiger halbrunder Thurm erhebt. Schon die Weise, in welcher der eine gegen den anderen dieser Bautheile errichtet ist, lässt sofort erkennen, dass zuerst die zwischen den Pfeilern und dem Thurme befindliche Umfassungsmauer, dann die viereckigen Pfeiler, endlich deren Umwölbung und scheinbar zu gleicher Zeit die Aufführung des Thurmes erfolgt sein muss. So sind im Ganzen fünf Bauperioden wahrnehmbar, welche mit der Geschichte der Befestigung von Neuss in deutlichem Zusammenhang stehen: Im Jahre 359 führte der römische Kaiser Julian die Umfassungsmauern der „civitas Novesium“ auf. Die zwischen den Pfeilern und dem Thurme befindliche, 0,65 m breite Mauer dürfen wir dem Julian zuschreiben. Es besteht dieselbe nämlich aus zwei Reihen sorgfältig durch Mörtel mit einander verbundener Tuffsteine. Zwischen diesen nimmt man ein aus Bruch- und Geröllsteinen sowie Stücken römischer Dachziegelplatten bestehendes Füllwerk wahr. Genau so sind die ebenso schmalen Tuffmauern der Römerbauten des Bonner Castrums aufgeführt! Dann hat bekanntlich der römische Kaiser Valentinian die Umfassungsmauern der rheinischen Befestigungen verstärkt. Dieser spätromischen Verstärkung können wir die unteren Theile der starken viereckigen Pfeiler zuschreiben. Es bestehen diese aus Basalt,



Tuff und Gusswerk mit römischen Ziegelstücken, wie alle jene Reste der eifertigen Bauweise zur Zeit Valentinians. Zur Zeit der Völkerwanderung verfielen offenbar die Befestigungen von Neuss, und es wäre nutzlos gewesen, sie in der nächstfolgenden fränkischen Zeit, in welcher Neuss keine Rolle spielte, wiederaufzubauen. Erst im Jahre 1254 wurde Neuss durch Freibriefe von Conrad v. Hochsteden wieder befestigt und erweitert. Wir werden nicht fehl gehen in der Annahme, diesem Erzbischofe von Köln die in roher Weise aus Basalt und Tuff, ohne römische Ziegel erbauten Ueberwölbungen der römischen Mauerpfeiler und die Anlage des vor der römischen Mauer in derselben Weise und aus demselben Material errichteten Thurmes zuzuschreiben; dieses umso mehr, als die von demselben Conrad v. Hochsteden, also zu derselben Zeit erbauten Umfassungsmauerreste von Köln nicht nur genau dasselbe Baumaterial, sondern auch dieselbe technische Verwendung desselben und dieselben Ueberwölbungen und halbrunden Thürme aufweisen. Aus dem Jahre 1474 wird berichtet, wie Hermann v. Hessen mit unermüdlichem Fleisse die alten Befestigungswerke, die Stadtmauern und Thürme von Neuss in besseren Stand setzen liess, um unsere Stadt gegen den reichsten und mächtigsten Fürsten dieser Zeit, Carl d. Kühnen, zu sichern. Zu den damals entstandenen Mauertheilen dürfen wir die aus reinem Tuffe aufgebauten Stücke stellen, welche jene von Hochsteden'schen Basaltmauern als Unterlagen haben. Die auf diesen Hermann'schen Anlagen errichteten, jüngsten Mauerungen zeigen jene bekannten grossen rothgebrannten Ziegel (Holzbäcker), welche man im 16. Jahrhundert bei Neusser Bauten gewöhnlich benutzt hat, als Baumaterial verwendet. Wohl unzweifelhaft müssen wir den unglücklichen Commandanten Cloedt als Errichter dieser Ziegelmauern ansehen; denn dieser ergänzte im Jahre 1585 die Mauern und Thürme von Neuss. Von unseren städtischen Umfassungsmauern ist der beschriebene der einzige Rest, der oberirdische Theile aufzuweisen hat, welche bis in die Zeit der Römerherrschaft am Rhein zurückreichen.

Constantin Koenen.

13. Zur Geschichte von Plittersdorf. Die Auffindung eines römischen Grabes zu Plittersdorf, wo bis jetzt römische Alterthümer nicht entdeckt worden sind, gab Veranlassung, nach dem Ursprung dieses Ortes zu forschen. Herr Staatsarchivar Dr. Harless in Düsseldorf machte darüber folgende, meist aus den Urkunden des Provinzialarchivs geschöpfte Mittheilungen:

Der Ortsname Plittersdorf, Blittersdorf kehrt in Deutschland wenigstens 4 bis 5 Mal wieder: abgesehen von Plittersdorf bei Bonn, giebt es ein Plittersdorf unweit Rastatt im Badischen Mittelrheinkreis, Klein-Blittersdorf im Kreis Saarbrücken des Reg.-Bez. Trier, Blittersdorf bei Saargemünd in

Deutsch-Lothringen, Plittersdorf im Kreise Adenau des Reg.-Bez. Coblenz. Die jetzt noch blühende freiherrliche Familie von Blittersdorff (Plittersdorf) soll von einem im Stifte Bremen, bei Horneberg gelegenen Dorfe Blidersdorp den Namen führen; ein Zusammenhang dieser Familie mit dem rheinischen Plittersdorf bei Bonn, beziehentlich der ehemals nach diesem benannten Familie ist nicht nachweisbar.

Ein alter Ort ist Plittersdorf, das schon 1199 als Blitersdorfo genannt wird, jedenfalls. Es hatte eine königliche Villa als Kern- und Mittelpunkt, die König Arnulf dem Stifte Gandersheim nebst dem Gute Cruft bei Friesdorf (dem Cluchterhofe) schenkte. (Havenberg, Hist. eccl. Gandersheim, p. 582 und Meibom, Rer. germ. scriptt. II, p. 488.) Wann, ist nicht genau überliefert. Beide Güter verkaufte das Stift indessen 1313 der Cistercienserabtei St. Petersthal zu Heisterbach, welche seitdem den bedeutendsten Grundbesitz zu Plittersdorf vereinigte. Schon 1199 hatte ein Glied eines alten Geschlechtes daselbst, Ritter Hermann von Plittersdorf, der Abtei Heisterbach einen Hof und  $3\frac{1}{2}$  Morgen Weingarten verkauft, beziehungsweise zu Lehen aufgetragen. Auch in einer Urkunde vom J. 1200 bei Lacomblet, U. B. I, 568 ist Land derselben Abtey zu Blytersdorp erwähnt. Im Jahre 1203 übertrug der oben Genannte der Abtei  $55\frac{1}{2}$  Morgen Land und 1251 am 21. März kam auch der Hof, den das Bonner Cassiustift in Plittersdorf hatte, — derselbe umfasste 22 Morgen Ackerland, 3 Morgen Weinbestand — in Erbpachtbesitz des Heisterbacher Klosters. Als nun noch 1320 die Wittwe Beatrix von Wolkenburg, verehlicht gewesene von Benrode zu Siegburg, ihren Hof dem Convente zugewendet, 1394 Rabodo von Brempt und 1478 Wilhelm von Blittersdorf, Johann's Sohn, ihre Vogteischafte, Letzterer zudem auch sein gesamtes liegendes Besitztum der Abtei verkauft hatte, waren deren Besitzungen und Gerechtsame am Orte dauernd arrondirt. Später erhielt der Heisterbacher Hof, mit dem nun das ursprünglich Gandersheim'sche Hofgeding an der Capelle verknüpft war, den Namen Auerhof. Das Areal dieses Hofes wird in den Kurcölnischen Steuer-Descriptionen von 1669 und 1670 zu 190 Morgen taxirt. Der zweitgrösste Hof danach war der des Klosters Marienforst, auch Stinzerhof genannt, mit ca. 168 Morgen Ackerland, 8 Morgen 2 Viertel  $1\frac{1}{2}$  Pinten Weinland und ca. 8 Morgen Wiesen. Beide der Sacularisation 1801 verfallene Höfe erwarb 1812 der Kölner Banquier Abraham Schaaffhausen aus der Hand der französischen Domänenregie. Dieser Complex wurde später verkauft und gelangte theilweise an Herrn Louis Mertens und dessen Gemahlin Sibylla Mertens-Schaaffhausen.

Ausser den bezeichneten Höfen aber gab es in Plittersdorf noch zwei Kölnische landtagsfähige Rittersitze, den Thurmhof oder Thurm zu Plittersdorf und den Rittersitz Plittersdorf, auch Steinhaus genannt. Ueber diese zwei Sitze, deren Entstehung dunkel ist, — vielleicht sind sie

aus Lehen der Abtei Heisterbach hervorgegangen oder aus veräusserten Splissen der Güter der Familie von Blittersdorf, die 1478 den Ort verliess — findet sich das meiste Material bei Fahne, Dynasten, Freiherrn und Grafen von Bocholtz, I, 1 S. 169—172. Zur Ergänzung dieser Daten sei hier nur noch bemerkt, dass der Rittersitz Steinhaus 1599 zu 49, 1670 zu 56 M. Ackerland und 2 M. Weingarten veranschlagt, 1599 den Erben des Bertram von Metternich auf der Broel, 1606—1634 dem Wilhelm resp. Junker Metternich zugehörte. Um und nach 1670 war ein Junker Stamm Inhaber des Rittersitzes; 1715, 21. März, wurde Eduard Bernhard von und zu Bocholtz wegen desselben beim Landtage in Bonn aufgeschworen; 1728, 23. Mai, dessen Vetter Franz von Bocholtz zu Störmede, sodann 1776, 13. Februar, des Letztern Neffe Theodor Werner von Bocholtz. Demnächst ging, laut Aufschwörung des Uno Vincent Franz Johann Eusebius Nicolaus v. d. Heyden gen. Belderbusch, d. d. 20. Febr. 1778, das Gut auf die v. Belderbusch über und wird auch noch vom Letzten dieses Geschlechts, dem Grafen C. von Belderbusch, besessen worden sein.

Den Rittersitz Thurm zu Plittersdorf hatte 1599 und 1606 Wilhelm von Streithagen, um 1670 ein von Hillersberg, seit Ende des 17. Jahrh. der Kurkölnische Geh. Rath und Kanzler Johann Friedrich Karg von Bebenburg, um 1750 Johann Friedrich von Cles inne. Das Areal dieses Sitzes ist jetzt Eigenthum des Herrn Victor Bürgers.

Plittersdorf gehörte mit seiner Capelle zum Kirchspiele Rüngsdorf, dessen Pfarrkirche dem Patronate des Probstes von St. Cassius zu Bonn untergeben war. Doch scheint Plittersdorf als Ort bedeutender gewesen zu sein, denn Rüngsdorf. 1599 heisst es von den Plittersdorfern: sie bringen ihre Häuser auf 1018 Rt., die Rüngsdorfer Häuser dagegen sind 362 Rt. werth. Nach einer Aufzeichnung von 1785 befasste das Kirchspiel Rüngsdorf die Dorfschaften Godesberg, Plittersdorf und Schweinheim sowie das Dienstvolk im Kloster Marienforst mit zusammen 700 Communicanten. Rüngsdorf hatte damals 31, Godesberg 100, Plittersdorf 60, Schweinheim 16 Häuser. Beneficien bestanden zu Godesberg im Dorfe, auf dem Michaelsberge und zu Plittersdorf. Als Patronin des Beneficiums zu Plittersdorf wird „Freifräulein Friederica de Cler“ bezeichnet.

Schaaffhausen.

14. Eine Handschrift aus der Zeit Karls des Grossen. Die Quedlinburger Gymnasialbibliothek bewahrt eine Handschrift, die sich zwar schon von Tobias Eckhard erwähnt findet, auf deren Werth und Bedeutung aber neuerdings erst der grosse französische Meister der Paläographie, Léopold Delisle aufmerksam gemacht hat. Diese Handschrift, deren Inhalt sich auf das Leben und die Verehrung des heiligen Martin, des französischen Nationalheiligen, bezieht, ist auf Pergament in der soge-

nannten Halb-Initiale geschrieben; die Titel gewöhnlich in der Capitale; diese und einige Initialen sind mit Gold auf Purpurgrund kunstvoll aufgetragen. Der Codex ist eines der wenigen erhaltenen Denkmale und Zeugen für die Bestrebungen Karls des Grossen für Wissenschaft und Kunst, dessen Thätigkeit in dieser Hinsicht bekannt genug ist. Er stammt aus der berühmten Schreiberschule, welche Alkuin in Tours errichtet hatte. Delisle weist in seiner Schrift noch 25 Handschriften nach, die aus jener Schule zu Tours hervorgegangen sind; die meisten besitzt Frankreich, nur eine einzige — nämlich die Quedlinburger — befindet sich im jetzigen deutschen Reiche. Sie ist geschrieben von einem Priester Adalbold auf Befehl des Fredegisus, wie die Subscription in rothen Initialen besagt. Fredegisus war einer der Nachfolger Alkuins in der Abtei von St. Martin und starb um 834.

(Kölnische Zeitung vom 22. Febr. 1886, II. Bl.)

15. Neue archäologische Funde in Rom. Aufjener Nordkuppe des capitolinischen Hügels, die wahrscheinlich schon vor beinahe 3000 Jahren, also lange vor der legendarischen Gründung Roms, die urältesten Anfänge der Stadt, nämlich die Burg trug, vollzieht sich jetzt bei Tag und Nacht fortgesetzter Arbeit ein Zerstörungswerk, welches, da es hauptsächlich päpstliche Bauten betrifft, von den vatikanischen Blättern, wie z. B. dem Osservatore Romano, aufs heftigste verurtheilt wird. (Gegen das jetzt in Rom geübte rücksichtslose Verfahren haben Grimm und Gregorovius laut ihre Stimme erhoben. Dieser erinnert an die Pietät, womit die Päpste die Denkmäler des römischen Alterthums beschützt und uns erhalten haben.) Es handelt sich um die Gewinnung eines Platzes für das Denkmal Victor Emmanuels, zu welchem Behuf sowohl das alte, zur gleichnamigen Kirche gehörige Kloster Ara Coeli als auch der ehemals zur Wohnung der Päpste bestimmte, aber inzwischen sehr baufällig gewordene Thurm Pauls III. niedergelegt werden mussten. Bei dieser Gelegenheit ist die von den deutschen Gelehrten vertretene und durch Funde in den Gärten der deutschen Botschaft erwiesene Behauptung, dass auf der heute vom deutschen Botschaftspalast eingenommenen Südkuppe des Capitols der Tempel des Jupiter optimus maximus und auf der Nordkuppe, wo sich heute die Kirche S. Maria in Ara Coeli befindet, die Burg gestanden habe, von den Italienern, die früher das Umgekehrte behaupteten, allseits anerkannt worden. — Der hiesigen archäologischen Commission ist es in diesen Tagen gelungen, den Grund und Boden jener altrömischen Waarenlager zu erwerben, die in Gefahr standen, der Anlage eines Arbeiterviertels auf dem Aventin zum Opfer zu fallen. Obwohl die mit jenen alten Waarenlagern in Verbindung stehenden Landungsstellen an der Tiber bereits 1867 ausgegraben worden waren, ist man auf die Lagergebäude selbst doch erst neuerdings, und zwar durch

den Bau eines zur Entwässerung der neuen Stadtviertel bestimmten Canals aufmerksam geworden. Es sind dabei vielerlei bemerkenswerthe Dinge zu Tage getreten, so z. B. ein 20 m im Geviert messender Raum, der ganz und gar mit gewaltigen, bis zu 1,5 m langen Elefantenzähnen angefüllt war. Da derartige Zähne heutigen Tages in Kamerun, Batanga u. s. w. zu den allergrössten Seltenheiten gehören, so muss also wohl den afrikanischen Elefanten zur Römerzeit bei weniger lebhaft betriebenen Nachstellungen ein längeres Leben beschieden gewesen sein als heute. Der Zufall wollte es, dass voriges Jahr weit abseits von den erwähnten Waarenlagern, nämlich vor der Porta Salaria, ein christlicher Grabstein aufgefunden wurde, der auf der Rückseite die sogenannte „lex horreorum“, nämlich die auf das Vermieten jener dem Staate gehörigen Waarenlager sich beziehenden Bestimmungen enthält. Der erste Satz dieser Bestimmungen lautet: „In den Magazinen des Kaisers Cäsar Augustus werden Getreidespeicher und Keller sowie Schränke für Werthsachen vermietet.“ Die werthvollen Elfenbein- und Marmorfunde lassen darauf schliessen, dass jene Anlagen durch irgend ein plötzliches und unvorhergesehenes Natur- oder Kriegsereigniss zerstört sein müssen.

Eine andere wichtige archäologische Entdeckung ist in diesen Tagen in Rom in nächster Nähe des Laterans, wo früher das Haus Marc Aurels gestanden haben soll, gemacht worden. Man stiess auf eine antike Strasse mit zahlreichen Ehrensäulen, welche auf drei Seiten sehr werthvolle Inschriften tragen. Im Ganzen handelt es sich bis jetzt um etwa zwanzig soleher Inschriften. Es sind Widmungen, welche die Equites singulares, die „Gardes du Corps“ der Imperatoren, betreffen. Die meisten rühren aus den Zeiten Trajans, Hadrians und Antonius her. Nachdem die betreffenden Krieger 25 Jahre redlich gedient hatten, ehrenvoll verabschiedet waren (missi honesta missione) und die übliche Belohnung von 3000 Silberlingen erhalten hatten, pflegten sie den Göttern eine Abschiedsinschrift zu widmen, bevor sie die Rückreise in die ferne, meist nordische Heimath antraten. Es befinden sich darunter Tribunen, Centurionen, Exercirmeister, Trompeter, Kuriere u. s. w. Alle haben ihre ursprünglichen Namen der Staatsallmacht zu Liebe romanisirt und noch obendrein die Vornamen des regierenden Kaisers angenommen. Trotzdem ist zu merken, dass sie meist aus Deutschland stammten. Die einzelnen Inschriften enthalten genaue Angaben über Eintritt und Entlassungszeit der Garden. Wie verlautet, wäre bis jetzt erst ein kleiner Theil dieser Inschriften blossgelegt. Es ständen also noch weitere Ausgrabungen bevor. (Köln. Zeit. v. 13. März 1886, III. Bl.)

16. Fränkische Fibeln mit Runen. Die fränkische Abtheilung des Wormser Museums ist vor kurzem durch einige sehr werthvolle, in der Gegend von Coblenz gemachte Funde bereichert worden. Es sind

dies zwei völlig gleiche, schwere, silberne Spangenfibeln mit Runen-Inschrift, die in einem Frauengrab gehoben wurden. Bekanntlich gab es bisher nur fünf in Deutschland gefundene Runenspangen, wovon zwei im Museum zu Augsburg, zwei im Römisch-germanischen Museum zu Mainz und eine zu Ems im Privatbesitz, die demnächst im Zusammenhang von Professor Henning in Strassburg besprochen werden. Während diese letztern Inschriften von einem oder mehreren Sätzen aufweisen, trägt die bei Coblenz gefundene nur den einen gekürzten Namen Leub., welcher, da derselbe Name im Zusammenhang auf einer der Augsburger Fibeln vorkommt, zu Leubwinis ergänzt werden kann. Professor Henning, der kundige Beurtheiler dieser Denkmäler, glaubt aus sprachlichen Gründen schliessen zu müssen, dass die Fibel älter als das 9. Jahrhundert sei, andere Gründe berechtigen zu der Annahme, dass die sämtlichen Funde dieses Grabfeldes nicht über den Anfang des 8. Jahrhunderts zurückzuverlegen sind. Sie stehen ihrem Charakter nach auf der Scheide der merowingischen und karolingischen Periode. Die Fibel ist 12,5 cm lang und 15 g schwer und besteht aus gutem Silber. (Köln. Zeit. vom 15. März 1886, I. Bl.)

17. Kölner Inschrift. Kurz vor Schluss dieses Heftes wurde zu Köln in den Fundamenten des Oppenheim'schen Hauses unter Fettenhennen ein 0,70 m hoher, 0,52 m breiter und 0,34 m tiefer Grabstein gefunden, welcher unter der Darstellung einer jetzt bis auf die Unterschenkel zerstörten Figur in einer  $3\frac{1}{2}$  cm tiefen Nische die folgende von einem 0,07 m breiten Leistenrande umgebene, auf der linken Seite lückenhafte Inschrift enthält:

RELIVS · A · F ·  
 A · BON · EQVES  
 - VS · ANNO · X LY  
 S VS · EX · LEG · T ·  
 SSILLOGLVCREI  
 ONIS · MILI · ANNO  
 < V · H · S · E ///

[A. (?) Au]relius, A(uli) filius, Lem(onia tribu), Bon(onia), eques  
 . . . tus anno(rum) quadraginta quinque, [mis]sus ex leg(ione) prima.  
 . . . ssillo G(aii) Lucreti(i) . . . . onis mili(tavit) anno(s) quindecim;  
 h(ic) s(itus) e(st).

Diese Inschrift vermehrt die Zahl der von K. Klein in diesen Jahrbüchern XXV S. 79 ff. und von mir im Rhein. Mus. N. F. XXIX, S. 173 f. zusammengestellten Denkmäler der Legio I Germanica. Ueber die equites legionis vgl. Dehner, Hadriani reliquiae. Bonn 1883. S. 26 ff.

Jos. Klein.